

Digitales Brandenburg

hosted by Universitätsbibliothek Potsdam

Gustav von Buchwald: Der Grabfund von Seddin als Schlüssel zum
Verständnis der Sprache Europas.

Der Grabfund von Seddin als Schlüssel zum Verständnis der Sprache Europas.

Von

Dr. Gustav von Buchwald.

„Selten! niemand weiß mit Bestimmtheit zu sagen, was unser deutsches Wort „Gott“ ursprünglich bedeutet“ sagt Friedrich Delitsch in seinem berühmten Vortrag: Babel und Bibel. (Leipzig 1903, p. 44.)

Das Wort ist eine anerkannt wertvolle mutige Tat, denn nicht nur der Geistliche sondern auch der Richter hätte das wissen müssen; ehe er an sein Amt ging. Viele sind schwer bedrückt in ihrem Gewissen durch die Einsicht in die theologischen und juristischen Konsequenzen, die man daraus ziehen kann. Nur ein schlechter Trost wäre es, wenn man sie zu der einfachen Einsicht bringen würde, der mutvolle Bekenner dieser Tatsache wisse bis heute und diesen Tag — es ist der 27. Januar 1905 des deutschen Kaisers Geburtstag, den ich zum Schreiben benutze — noch nicht was ursprünglich „deutsch“ und „Wort“ bedeutet. Ganz richtig ist übrigens der Ausspruch des berühmten Orientalisten nicht, aber die Obscurität meines bescheidenen Daseins wird es in allen Augen entschuldigen, daß er mich nicht gefragt hat. Vielleicht hätte ich ihm Antwort gegeben, noch ehe der Fall eintrat, den ich mir als „Erfüllung der Zeit“ gesetzt hatte. Es ist Friedel und des Vereins Brandenburgias Verdienst durch unvergleichliche Heimatsliebe und Wachsamkeit dies Ereignis herbeizuführen, ein Ereignis gewichtig genug um einen scharfen Riß durch die bestehende Sprachwissenschaft zu machen, die weder zu sagen wußte; was Gott, noch was Deutsch, noch was Preußen, noch was Brandenburg ursprünglich bedeutet. Ist aber diese Erkenntnis für Deutschland und Preußen und Brandenburg von einigem Wert, so gebührt Friedel und der Brandenburgia der Dank. Damit sich meine bescheidene Zeit erfülle hatte ich mir einen Altertumsfund gesetzt, bei dem nicht nur die sagenhafte Erinnerung Bestätigung fand,

sondern auch der Ortsname mir Kunde von dem Erdverborgenen gäbe. Die Sagen von Seddin waren längst bekannt und ich sagte mehrere Jahre vor Friedels berühmter Entdeckung: Kommt hier ein intakter Fund zu Tage, so muß Leichenbrand des Grabhügels Inhalt sein. Ward ich gefragt, woher ich das wissen wolle, so lautete meine Antwort Seddin bedeutet ursprünglich: Wohnung oder Haus eines oder mehrerer Toten, der oder die mit Feuer oder noch korrekter mit Schwälfeuer verbrannt ist oder sind.

Wenn ich dann noch hinzu setzte: das ist gutes Deutch, dann bekam ich schnurrige Gesichter zu sehen und Antworten zu hören.

Jetzt haben Sie mir die Bestätigung erbracht, und es gereicht mir zur Freude, Ihnen zeigen zu dürfen, wie Sie diesen „redenden“ Fund als Schlüssel zum Verständnis der europäischen Sprache benutzen können. Ich schließe hier alle fremden Sprachen aus und dazu die Sprachmischungen, bei denen Asiaten Teile des Europäischen übernommen haben, also in erster Linie alles das, was wir gemeinhin mit dem sehr falsch angewandten deutschen Wort „slavisch“ zu benennen gewohnt sind.

Der Plan dieses Vortrages bedingt noch eine andere Einschränkung, nämlich den Verzicht auf die Erörterung von einigen Sinnlaut = Verbindungen, die wir ebenso wie ganz heterogene mit dem Buchstaben L und auch M bezeichnen. Dazu reicht meine Zeit nicht aus, ich kann da hier nur Andeutungen machen und muß mich an die feste Marschroute halten.

Was ist und woraus besteht und entsteht menschliche Sprache?

Menschliche Sprache ist eine erworbene Eigenschaft des Gehirns, auch bei Taubstummen, deren bewußte oder unbewußte, gewollte oder ungewollte Folgewirkung das Sprechen ist.

Als Ganzes betrachtet ist sie die Subsumtion einer großen Reihe von Spannungserscheinungen, die ich Sinnlaute oder Ideophone nenne (bis mir jemand einen besseren Ausdruck gibt).

Die Spannungserscheinungen mit ihren biomechanischen, biophysischen und zweifelsohne auch biochemischen Umlagerungen bzw. Veränderungen der Gehirnmolekel entstehen, sobald mindestens zwei oder mehr Sinnesleitungen (Perceptiven) sich im Gehirn mit einem inneren oder äußeren Geräusch assoziieren. — Die Entladung dieser Spannungen erfolgt einmal durch jene biomechanische Umlagerung, kurz Veränderung, die wir Gedächtnis nennen und sodann durch die motorischen Nerven, die, uns bewußt oder unbewußt, die Sprechwerkzeuge in Bewegung setzen.

Wie unser Körper eine Synbiose von Zellenrepubliken — oft höchst rebellischen Demokratien — ist, so zerfällt auch die herrschende

Aristokratie des Gehirns, bezw. der grauen Rinde, in verschiedene Republiken mit verschiedenen Funktionen. Ich meine hier nicht ganz dasselbe was Paul Flechsig Lokalisationen nennt, denn ich gehe nur soweit, wie ich das ebenso direkt weiß, wie daß ich athme, esse und trinke.

Mehr oder minder beherrscht werden diese Republiken von einem noch höheren Zellenstaat, der mit reifendem Denken immer mehr an Herrschaft gewinnt. Seine vollendete Herrschaft muß als Endziel menschlicher Entwicklung angesehen werden.

Der Anfang kindlichen Denkens besteht in den einfachsten ideophonischen Assoziationen. Da aber alle Republiken des Gehirns mit einander in sehr naher Verbindung stehen, so ist auch die einfachste Assoziation schon ein Gedanke, eine Co-agitatio. Flechsig weist mit Recht auf diesen tiefsinnigen Ausdruck hin. Unmöglich ist es, daß auch die einfachsten Assoziationen erzeugt werden, ohne daß die Republik der Phantasie in Mitleidenschaft gezogen wird, die alle Assoziationen sowohl in sich fälschen wie falsch verbinden kann. Darüber kann nur der aus unmittelbarem Wissen sprechen, dem etwa ein Sturz auf den Kopf die Leitungen in Verwirrung gebracht hat, so daß ihm beispielsweise ein Jahrhunderttausend in Dantes Hölle zugebracht wie ein Sonnagnachmittagsvergnügen dünkt.

Bei der Erforschung der Sprache und ihrer Entstehung ist es aber notwendig, daß man sein Gehirn willkürlich zu rein assoziativem Denken zurück zwingt und die Resultate der Gedächtnisse sodann unter das Licht der Adperceptive bringt, jener höchsten Zellenaristokratie, deren Diener die anderen Republiken sind, die alle Co-agitation zusammen wahrnimmt und die ich deswegen Adperceptive nenne, auch um sie nicht mit Wundts Apperceptive verwechseln zu lassen.

Die Tätigkeit der Adperceptive kann in jenen Zuständen, die sich nach Gehirnerschütterungen und ähnlichem vorkommen, unmittelbar wahrgenommen werden, da sie Ideophonwirkungen verarbeitend auch alle inneren intrazerebralen Geräusche wahrnimmt, wobei ihr die Republik des inneren Gehörs nicht völlig Folge leistet, sondern „coagitierend“ mitarbeitet anstatt ruhig zu sein, während die Phantasie ruht. Diesen Zustand habe ich länger als ein volles Jahr an mir beobachtet (1878—1880) und war auch später im Stande unter bestimmten Bedingungen ihn willkürlich hervorzurufen.

Es ist dies der einzige Zustand, in dem eine Selbsttäuschung über das eigene Denken absolut ausgeschlossen ist. Jede bewußte Unwahrheit oder Ungenauigkeit der Wahrnehmungen verbunden mit redlichem Willen zur Erkenntnis wird unerbittlich zum Bewußtsein gebracht. Gute Beobachtungen über die Adperceptive hat Sokrates gemacht, er nannte sie eine „innere Stimme“, denn sie ist mit dem Gefühle des Hörens ver-

Gespräch bei dem Befehlshaber der Truppe

bunden. Dem animistischen Athenienser galt sie als ein „Daimonion“. Katholische Philosophie bezeichnet sie als die „Seele“ und nennt sie eine „durch und für sich seiende geistige Substanz“ eine „forma subsistens“. Biologen neuerer Schule halten sie für ein „einfaches Element“. Ich überlasse Ihnen die Metaphysik zu eigener Meinungsbildung. Mir diene diese Beobachtung dazu, einen Heilungsprozeß meines Gehirns praktisch durch wissenschaftliche Tätigkeit zu beschleunigen, mich von sogenannten „praktischen“ Ärzten zu befreien und einen neuen Weg in die Wissenschaft zu suchen. Exakte Untersuchungen über Ructus und Singultus, über die Wirkung der Geräusche bei der Bearbeitung von Feuersteinen machten den Beginn — und dabei konnte ich so wenig wie bei diplomatischen und historischen Arbeiten damals keine Metaphysik brauchen.

Von wem lernte der Mensch sprechen?

Jedes Kind kommt ohne Sprache auf die Welt, und zwar, wie sehr mit Recht von Flechsig betont wird, mit einem unfertigen Gehirn, wenn man es auch mit Unrecht als „spinales“ Wesen bezeichnet hat. Dies legt den Gedanken nahe, die Urväter der Menschheit hätten auch einmal angefangen „Sprache zu lernen“, wie man z. B. noch heute Musik „lernt“. Der Gedanke tritt uns um so näher, als wir finden, daß bei den sog. Naturvölkern wie z. B. K. v. d. Steinens Bakairi-Indianern, der Intellekt trotz großer Sinnesschärfe so niedrig steht, daß er nicht einmal eine Hypothese geschweige denn eine wirkliche Vergleichung erfassen kann. Diese gutartigen Waldbewohner aber stehen in ihrer Kultur sehr hoch über dem Ureuropäer, dessen primitive Feuersteingeräte der Bakairi mit Staunen über deren Unvollkommenheit betrachtet haben würde.

Da bleibt uns nichts anderes übrig als anzunehmen, daß der Mensch zunächst sein eigener Lehrmeister gewesen sein muß. Spracherreger ist die große Zahl der inneren Körpergeräusche ohne Zweifel gewesen, noch ehe die Hand ein Werkzeug ergriff. Spracherreger waren alle hörbaren Laute und Geräusche, welche die Lebensnotwendigkeit des Atmens, Essens, Trinkens u. s. w. hervorbrachte, denn alle diese mußten sich mit absoluter Notwendigkeit mit mindestens den zwei Perceptiven der des Ohres und der des Gefühles assoziieren. Dazu kommt alles im weitesten Sinne, was mit dem mammalischen Leben zusammenhängt. Wer nun scharfen Ohres die Rudimente dessen verfolgt was unsere Kultur von diesen Naturlauten und Geräuschen übrig gelassen hat, findet den gesamten Lautschatz unserer Sprache überreichlich gedeckt. Da hapert es freilich meistens bei den Herrn Forschern. Seit 1868—1895 habe ich jeden Menschen, mit dem ich mich etwas länger unterhielt auf sein Sprachgehör untersucht — keine zehn Prozent besitzt ausreichendes

Sprachgehör. Das letzte Untersuchungsobjekt, das ich in Berlin gefunden habe, ist Dr. Karl von den Steinen, (beim Amerikanistenkongreß), darum folge ich seinen Schriften mit besonderer Vorliebe. Einen Philologen mit so gutem Gehör habe ich noch nie gefunden, wohl aber wahre Monstra vom Gegenteil. Musikalisches Gehör ist viel häufiger. Hervorragendes Musik- und Sprachgehör in einer Person vereinigt fand ich nur bei J. K. H. der Großherzoginwitwe von Mecklenburg-Strelitz geb. Prinzessin von Großbritannien und Irland. Meine Gehörprobe ist nur dann wirksam, wenn der Examinand nicht ahnt, daß er examiniert wird.

Spracherregend muß ferner für den Menschen die umgebende Natur gewesen sein, insofern sie in seinem Gehirne Ideophone erzeugte, soweit er sie sich assoziierte.

Spracherregend war und ist jede gewollte Tätigkeit, sofern sie nicht absolut geräuschlos ist. Von den ältesten Taten des Menschen in Europa sind uns nur bearbeitete Steine erhalten. Ich habe an ihnen mit mir zuerst im Sommer 1878 zu experimentieren begonnen und damit den ersten Grund zu späterer Erkenntnis gelegt. Zu diesen gesellten sich Feuerexperimente, die durch viele Jahre fortgesetzt sind.

Die Anfänge der Methodik.

Da alle Ideophone nach seiten der Gehirntätigkeit betrachtet als Funktionen unseres Denkapparates erscheinen, so müssen sie ihrem Wesen nach logisch sein. Nenne ich diese Funktion „das Sprachen“ ($\tau\omicron \lambda\omicron\gamma\epsilon\iota\nu$) im Gegensatz zum „Sprechen“ ($\lambda\epsilon\gamma\epsilon\iota\nu$) so erhellt, daß ein Sprachgesetz nur in der Logik bestehen kann und, daß alle wirkliche Erkenntnis anerkannten logischen Sätzen folgen muß.

Da ist für unsere Arbeit der Satz: „sind zwei Größen einer dritten gleich, so müssen sie auch untereinander gleich sein“ der erste Fundamentalsatz, denn der Schluß ist ebenso verbindlich wenn ich für gleich: ähnlich, verwandt, homogen setze.

Ich gebe hier ein kleines Erfahrungsbeispiel aus der Klasse der Schlagworte.

Spalte ich von einem großen Feuerstein eine flach vorstehende Knolle ab, so vernimmt meine Gehörspertive den Laut Rád oder Rak, meine Augenperceptive und die meiner fühlenden Finger liefern dem Gehirn die Wahrnehmung einer scharfen runden Feuersteinscheibe, so assoziiert sich in meinem Gehirn mit dem Laute der beschriebene Gegenstand.

Finde ich nun in überlieferten Sprachen die gleichen Sinnlautverbindungen mit ursprünglich gleicher Bedeutung, so schließe ich aus der Sprache, daß diese von einem gleichen Gehirn bei gleicher Tätigkeit gebildet sind — der Spaten liefert den Beweis, denn zur Schlüssigkeit

gebrauche ich den Fund, wie er tausend und aber tausendfach gesammelt ist.

Auf diese Weise kommt man zu völlig sicheren Schlüssen, die hier ein fast allgemeines Menschheitsgut, dort aber ein beschränkteres Gut geben, das nur einer Völkergruppe eigen war oder ist. Eine Vergleichung von Sprachen mit Sprachen ist so wenig Wissenschaft wie eine Vergleichung von Steinbeilen mit Steinbeilen: es fehlt das *tertium comparationis*: Sinn, Laut und Sache ermöglichen allein eine wirkliche adperceptive Vergleichung.

Bei dieser Tätigkeit, die jede Phantasie ausschließt, ist eine umfassende Kenntnis des überlieferten Wortschatzes ebenso nötig wie die der überlieferten Realformen — und vor allen Dingen eine strenge Schulung in historischer und diplomatischer Schlußfolgerung.

Die Beschränkung in dieser Wissenschaft ergibt sich zunächst aus der eingengten Fragestellung: es ist zunächst zu erweisen, was mußte gewesen sein.

Ich mache hier halt und gehe zunächst über zur Logotomie des Wortes Seddin.

Seddin.

A. Logotomie von Séd.

S als ein Feuer-ideophon.

Unsere Frage heißt nicht, welche Möglichkeiten brachten den Ur-europäer in den Besitz des Feuers, sondern welche Lebensnotwendigkeit?

Hier muß ich ein bisheriges Endresultat meiner Paläoethnologie vorausschicken.

Daß es vor der oder den Eiszeiten Menschen in Europa gab, steht durch Funde fest und mit diesen Funden auch, daß sie Sprache besaßen. Ob wir von ihnen abstammen und ob sie Feuer besessen haben, steht nicht fest und zum mindesten: ich weiß es nicht. Eine Unmöglichkeit liegt nicht vor.

Daß wir von dem Feuer besitzenden Menschen, den *Wilser homo primigenius* nennt, abstammen, glaube ich nicht, denn seine Sprache muß eine andere gewesen sein, wie Baudouin de Courtenay aus seinen Sprechwerkzeugen gefolgert hat. Er ist eine ausgestorbene Menschengattung, die nur in der Sage fortlebt. Fast alle unsere älteren Sagen aber führen auf Wirklichkeiten aus den Intraglacialperioden zurück und erscheinen ohne Kenntnis der Höhlenforschung als unverständlich.

Die Grundlagen aller europäischen Ethik und Gesittung liegen in den Zwischeneiszeiten, mit diesen auch die charakteristischen Eigentümlichkeiten unserer Sprache. Darum bin ich gewohnt von der europäischen

Cognation zu reden — mag sie verschmolzen sein aus wieviel körperlich, im Knochenbau differierenden Stämmen: gemeinsam ist ihnen der gleichartig sprachbildende Gehirnbau.

Da liegt das Essentielle der Rassenfrage.

„Das Gehirn eines Slawen denkt anders als das eines Germanen“, sagte Rudolf Virchow als er seine Schädelmesserei aufgab. Wollen Sie den Beweis? Denken Sie an König Friedrich Wilhelm IV. und vergleichen Sie seine Selbstüberwindung vom März 1848 mit dem Blutsontag von Petersburg!

Der Ligus, der Kelte und der Germane — wenn man die falschen Namen noch brauchen will — leben noch heute wie einst. Die Völkerdifferenz hängt nur von den Prozentsätzen der Mischung ab.

Der Charakter aber *dependiert* von den Lebensbedingungen, unter denen sie die erste große Kälteperiode in Europa durchmachten. Hier konnten die Menschen ihre Existenz nur durch künstliche Wärme fristen. Wie gesagt, auf das was möglicherweise gewesen ist, kommt es für unsere exakte Forschung mindestens noch nicht an, sondern auf das, was sein mußte. Nach den Ausgrabungen haben wir kein Recht das Feuer in frühere Zeit als Menschenbesitz anzusetzen. Kam er aus einem warmen Klima, was wahrscheinlich ist, (möglicherweise wie Schoetensack vermutet aus Australien) so konnte er auch ohne Feuer leben. Wollen wir nun der Vorsicht halber annehmen unsere Vorfahren, unser homo europaeus war von nur gering entwickeltem Gehirnvermögen, so können wir ihn doch jedenfalls nicht für unvernünftiger halten, als heutzutage die Hunde, die Hühner, die Enten, die Schweine und was sich sonst an regenkalten Herbsttagen auf einem Bauernhof herumtreibt. Das ist doch wohl ein bescheidener Ansatz, aber mehr gebrauchen wir fürs erste noch garnicht.

Alle diese Viehgesellschaft, zu der sich bisweilen die reinliche Katze gesellt, treffen wir friedlich vereint auf dem Dunghaufen.

Sie kennen die Dungwärme. Und die sollte der Homo europaeus nicht auch gekannt haben? Aber er lebte doch nicht auf einem Bauernhof! Seinen Dunghaufen hatte er aber darum doch. Die eisfreie Zone Europas war vorwiegend Bergland und jeder vorspringende Felsblock bot dem Menschen doch mindestens ein Dach gegen den senkrecht fallenden Regen oder Schnee. Von den Seiten her jagte der eisige Wind über ihn hinweg. Was blieb ihm als Schutz? Reisig und Laubstreu oder Nadelstreu und zusammengerafftes Gras und dürres Kraut. An solche Aufenthalte — der Franzose nennt sie Abri — war der Mensch mit seinen Kindern gebannt. Das war die Stube der Wöchnerin. Hier mußte er bleiben, wenn die Tale im Schnee verweht lagen. Alle seine Abfälle, die eigenen wie die von bewältigten Tieren mußten hier Dunghaufen bilden, die ihn wärmten und schützten.

*für mich
fünftens
fünftens*

Dies ist keine Fantasie, sondern Lebensnotwendigkeit. Aus dieser folgt zunächst die lebensnotwendige Bekanntschaft mit dem Feuer.

Sie wissen, daß sich ein Haufen frisch gemähtes Gras in einiger Zeit derartig erhitzt, daß man die Hand nicht hineinhalten kann. Das Gras wird schwarz verkohlt. Völlig trocken geworden ist angekohltes Heu einer der leichtest entzündbaren Körper.

Hier ist einer der Anfänge.

Haben Sie nun einen Haufen der mit Fäcalien durchsetzt ist, jedoch nicht platt gewälzt wie die Dunghaufen von Tierlagern, sondern locker für den Zutritt der Luft, so kommt zunächst das Stadium der Erhitzung, und schließlich das der Verbrennung. Je nach der Zusammensetzung, je nachdem der Dung wie der Landwirt sagt „kalt“ (Rindvieh) oder „heiß“ ist (Schwein, Pferd, Mensch) kommt die Selbstentzündung früher oder später.

Unsere Sprache hat dafür genau Ausdruck: Der Haufen „glummt“ erst, dann glimmt er, dann „glüst“ er. Die beiden ersten Worte heißen in unserer Sprachmanier „er geht wie Heim“, der dritte „er geht wie Licht“. Das ist gradeso wie eines unserer Worte für Bernstein „Gläs“ d. h. gehe wie Erz oder äs. Ich füge das Beispiel hinzu, um an Ols-hausens vorzüglichen Untersuchungen zu zeigen wie Sachenforschung und Sprachforschung zusammen ein geschlossenes Resultat geben — aber von diesem L muß ich für diesmal abstehen.

Also zurück zu unsern übelriechenden Sprachlehrern! Liegt ein Dunghaufen an einem Abhang mit Schnee bedeckt und von einer Seite dem Winde exponiert, so haben wir eine Situation wie sie an den Abri = Wohnungen und ähnlichen Plätzen im Laufe von Jahrhunderten oder Jahrtausenden jedenfalls öfter vorkam, als ich sie im Laufe von etlichen Jahrzehnten beobachtete.

Zu luwärts ist der Schnee ganz oder bis auf ein Minimum abgeweht, zu leewärts schlägt bisweilen eine helle leuchtende Flammzunge empor. Diese Flamme ist das was der Däne richtig $L + ys$ „Licht“ nennt. — Unser Wort „Licht“ heißt „Leichenbrand“ — das ist viel jünger.

Hier haben Sie in abgekürzter Form die Beschreibung des Sachbestandes.

Sobald die Erhitzung zu einem Temperaturgrade gediehen ist, daß die Flüssigkeit im Haufen verbunden mit Regen, Hagel oder Schnee nicht langsam verdampft, sondern verkocht, wird der glüsende Haufen ge-S-prächig. Er beginnt zuerst ganz leise Zischlaute auszustoßen, die sich zu einem intensiven S in iterativer Form steigern. Um die schwächeren Laute zu vernehmen, muß man ein gut geschultes, ein geübtes Ohr haben und seinen Kopf nahe an diese „Professoren der Sprachwissenschaft“ heran bringen. Auch ein sehr leiser Laut kann intensiv sein. Ein Hörexperiment während des Stadiums einer heilenden Mittel-

Wörter!

ohrentzündung, wo man zu einem schmerzhaften Mikrophon werden kann, verursachte mir (Herbst 1895) empfindliche Schmerzen. Die Flammenzunge, das „Lys“, aber kann singen und kann auch zur Tyndalschen Vokalflamme werden.

Jetzt vergegenwärtigen wir uns die Lage wieder, in der unsere Vorfahren den Unbillen der beginnenden ersten Eiszeit preisgegeben waren. Sie liegen umgeben von ihrem warmen Dunghaufen und haben eine wohltuende Wärmeempfindung, wie man sich die Situation aus den Abbildungen im Globus oder aus Hoernes Urgeschichte des Menschen (Wien 1892) oder Cartailhac: la France préhistorique (Paris 1896) usw. ganz nach der Wirklichkeit vorstellen kann.

Nun beginnt die steigende Erhitzung des Dunghaufens mit übelriechendem Dampf und wirklicher Rauchentwicklung. Mochte man sich an den atembeklemmenden Rauch gewöhnt haben, an die blasenziehende Hitze konnte man sich nicht gewöhnen. Man mußte in die Kälte flüchten und konnte sich erst dann wieder an dem brennenden Haufen erwärmen — aber immer nur auf einer Seite.

Das mußte stets als ein Übelstand empfunden werden, vor dem man sich in Acht nehmen mußte, denn man muß sich schlafend nur allzuoft die Haut verbrannt haben — besonders der Säugling und das ganz kleine Kind.

Immer wach bleiben und mit dem Finger die Wärme messen konnte weder Vater noch Mutter. Ansehen konnte man dem Haufen die Hitze auch nicht, denn es war dunkel in der Nacht — da blieb nichts übrig als der warnende Zischlaut, das S-prechen des heißen Haufens. An diese Warnung mußte man sich gewöhnen, sie mußte selbst tiefen Schlaf brechen.

Ich habe mit mir da folgendes Experiment gemacht, als mir der Morgenschlaf der liebste und festeste war, denn ich saß bis nach ein Uhr bei der Arbeit. Es lag mir daran, mein Schlafmaß von fünf Stunden auf drei zu reduzieren. Ich ließ mich also wecken — natürlich um mich zuerst um eine 1,83 m haltende Längsaxe zu drehen und weiter zu schlafen. Meine Beobachtungen in freier Natur aber waren damals an die Morgenstunden gebunden. Um mich zu zwingen, ließ ich mir einen Teekessel mit warmem Wasser auf einer Spiritusflamme bringen, die knapp genug bemessen war um das Wasser eben ins Kochen zu bringen. Sprang ich da nicht schnell aus dem Bett, um meinen Tee zu bereiten, verabfolgte ich mir gar kein Frühstück. Diese Kur half, denn schlief ich auch wieder ein, so weckte mich bald das „S-ummen“ oder S-ingen des Teekessels. Das Geräusch war mir dadurch auf Jahre verleidet und weckte mich stets. Jener Kessel aber stand dicht an der Außentür eines großen Wohnzimmers, mein Bett ziemlich entfernt an der offenen Türe des Schlafzimmers. Das Geräusch war geringer als das, welches

der Homo europaeus von seinem glühenden Dunghaufen hören mußte, mein Ungemach ohne Frühstück tätig sein zu müssen war ebenfalls viel geringer als das jener Altvordern. Der Zwang der Perceptiven auf ein S-ideophon in der Urzeit war ein unbedingt sehr großer. Die Spannung in den Gehirnzellen mußte mit Notwendigkeit eine Entladung durch die motorischen Nerven herbeiführen und ließ den Menschen unfreiwillig und freiwillig bewußt und unbewußt — alle Skalen der Möglichkeit müssen realiter vorgekommen sein — einen Zischlaut ausstoßen. Die Form desselben ist gleichgültig denn alle Möglichkeiten der Sprechmanier sind gleichwertig. Es heißt hier nicht Onomatopoeie oder Reflexlaut sondern das alles zusammen und noch sehr viel mehr.

Da nun der Mensch zu dieser Frist Atmungslaute und Geräusche wie vokalische Empfindungsäußerungen besaß, so mußte das Feuer — S zu diesen im Zusammenhange treten — je nach Bedarf. Deswegen ist es nötig, unseren Sprachschatz nachzusehen und die vorhandenen Worte zu logotomieren.

Zunächst ist aus der Sachlage klar, daß wir unser Augenmerk auf Worte richten, die etwas Unangenehmes bedeuten.

Hierbei führt uns der helle Vokal am sichersten, denn alle „hellen“ Vokale sind der leckenden Flamme „L + ys“ eigen, sie haben sogar ihren Namen noch heute von ihr. Die helle Flammenzunge aber zieht schmerzende Blasen auf der Haut gerade so wie das helle Eis im kalten Sonnenlicht. Es ist ethnographisch festgestellt, daß Südvölker, die das Eis zum ersten Male anfassen, es nach dem Gefühle mit ihrem Worte für Feuer bezeichnen. Ganz dasselbe ist auch bei uns der Fall gewesen: dänisch ist „L + ys“ helles Licht, plattdeutsch ist, is=Eis. Der „Hel = ên in Griechenland bezeichnete damit nur die Windesgewalt (Homer: is anemoio) — und auch die zieht im Winter Blasen auf der Haut. In der Sprache des L + at + in des Liebgeschlechtsmannes heißt „vis“ Gewalt.

Brechen wir hier ab und fassen die nächste Wirkung dieses Feuers zu dem der Mensch wesentlich sein eigenes Feuerzeug war (dies Thema kann ich hier unserer heutigen Auffassung von guter Sitte folgend nicht weiter ausführen) ins Auge.

War das Feuer des Menschen Feind, so war sein Erfolg die Asche des Menschen Freund. Sie war so „heiß“ so „weiß“ sie schützte als schlechtester Wärmeleiter die Haut an der sie haftete und herbe Fruchtreste und Wurzeln wurden so „süß“ wenn sie „eßbar“ d. h. Asche tragend geworden waren.

Wenn Mortillet von einer Periode „de la pierre éclatée“ redet, so könnte man mit viel mehr Fug von einer Aschenzeit sprechen. Aus einer Lebensnotwendigkeit entstanden war sie eine Lebensnotwendigkeit geworden, sie war einer der mächtigsten Spracherreger, welcher den

Kindern der Intraglacialzeit die deutlichste Kennmarke des homo europaeus aufdrückte, obgleich sie leichter war als der kalte „Asche — nicht“ der S + ne. Die Trilogie lat; esse = sein deutsch: essen (edere) und wesen (sein und esse) folgt dem homo europaeus bis über Deutschland hinaus bis in das Barbarenland des Blutsonntags. Die allerdeutschen Namen wie Wësenberg oder Nowawës haben es sich leider gefallen lassen, auch einmal als „slawisch“ verleumdet zu werden. Gehen sie westwärts, von wo wir stammen, so haben Sie im Gallischen, vasso und dem Welschen „gwas“ ein Elementarwort das Wohnung und Mann zugleich bedeutet, dazu Gwynwas die heutige Gascogne und Gwyn gwas wesi das mythische Seelenland (vgl. John Rhys: Lectures on the origin and growths of religion — London 1898). Das griechische und lateinische iskos escos und askos ist genau dasselbe wie unser deutsches und scandinavische isk und isch. Sprechen Sie in fließender Rede einmal statt heimisch: heimasch oder heimesch oder heimüsch oder heimösch — wie wenige Augenlider werden bei dem ungewohnten Laut auch nur ganz leise vibrieren! Schade, daß Müllenhofs Pseudowissenschaft einen so großen Einfluß auf d'Arbois de Jubainvilles Buch „les premiers habitants de l'Europe (Paris 1889—1894) gewann: Le suffixe ligure asco esco usco osco ist genau dasselbe wie die deutsche und scandinavische Endung „esche“ esk und ask.

Der homo ligus ist eine Type, die sogut wie in den Seealpen in Frankreich und Irland auch in Mecklenburg und der Mark Brandenburg vorkommt mit seiner Sprache — nur in anderer Kultur, nur differenziert nicht different — denn die reinen Nationen Europas haben gleichartige Gehirnzellen und bilden eine einheitliche Cognation im Gegensatz zu Türken, Finnen, Ugrofinnen und Mongolen, die dieser unser Cognation ihr bestes Expansionsgebiet geraubt haben.

Wer nicht nach der Methodik jener Unwissenschaft, auf die d'Arbois hereingefallen ist, beweisen kann, daß die Mecklenburger und Brandenburger Ligurer sind oder Kelten — der mag sich sein Schulgeld wieder geben lassen! — Herr von den Steinen hat in dem Vorwort seiner Bakairigrammatik p IX (Leipzig 1892) nicht ganz Recht von „den Sünden der Etymologie von Stammesnamen“ zu reden, denn die ganze bisherige Etymologie ist eine einzige Sünde, weil es mindestens im Europäischen keine Lautgesetze im Sinne der Philologie gibt — wohl aber Sinnlautgesetze. Alles andere sind Sprechmanieren, sind Moden, die wie etwa Hutmode oder Handschuhmode, auch Gegenstand kulturwissenschaftlicher Untersuchungen sein können.

Nehmen wir nur den Zischlaut des Feuers — ich schreibe ihn „S“, weil es für die Temperatur ebenso gleichgültig ist, ob das Feuer etwa „Sch“ zischt, wie für das Sprachverständnis, ob ein Mensch S oder Sch spricht. Der tiefest denkende Sprachforscher, der früh über meine

Geistesrichtung große Gewalt gewann, Carl Schiller, konnte am Ende des Wortes überhaupt kein S aussprechen; er sagte nicht Gajus sondern Gagusch. Von meinem vierzehnten bis ins zwanzigste Lebensjahr habe ich für sein mittelniederdeutsches Wörterbuch nicht „voces“ sondern „vodschesch“ ausgezogen.

Der einfach gezischte S-laut ist ein Ideophon, das durch rein konsonantische Verbindungen gestärkt werden kann.

Wenn eine einfache Berlinerin ihre schnellere Freundin nicht einholen kann, so sagt sie: „Ik werde mal ne Piste ufschlagen.“ Sie ruft aber nicht „pist“ sondern zischt „pst“ — und wird verstanden, obwohl die Hörerin nicht ahnt, daß das eigentlich der Notruf: „Hoch, Feuer, zu Ende“ ist. Das einfache S heißt Feuer und ist der Warnruf, den der schwälende Dunghaufen lehrte. Ich will dies Thema hier nicht voll ausführen, sondern begnüge mich mit dem Hinweis auf folgende Assoziation: Da Feuer und Asche mit dem menschlichen Urleben verbunden sind, so wird ihr S-Ideophon stets mit menschlichen Dingen assoziiert und endet in weiterer Entwicklung als Konkretum für die Ideen der Teilbarkeit, des Genetivs und des Plurals. Es kann auch eine Personenbezeichnung sein und unterliegt da keinem Lautgesetz, sondern der Mode und schließlich der Gewohnheit (*consuetudines* im deutschrechtlichen Sinn). Besserdichsch ist die Frau des Besserdich, seine Tochter (*ut de Franzosen tid*) heißt Besserdichs.

Hier haben wir, das was die Philologie differenzierte Personalsuffixe nennt. Im Sanskrit ist S z. B. ein Personalsuffix. Will man nun beweisen, daß die Sprache der Arja-Völker mit der von Europa gleichen Stammes ist, so muß dargetan werden, daß dieses S auf dieselbe Weise entstanden ist wie bei uns, d. h. man muß die Arja bis in die Intraglazialzeit zurückverfolgen oder sie für Abkömmlinge von uns aus der Postglazialzeit durch Funde und Sprache nachweisen. Diesen Versuch hat Much gemacht — ich kenne die zweite Auflage seines Buches noch nicht, in der ersten ist kein schlüssiger Beweis erbracht. Über die sogenannte „Indogermanistik“ hinaus ist der Versuch ein Fortschritt.

Man muß aber immer im Auge behalten, daß es nicht nur ethnographische und ethnologische Parallelen gibt, sondern auch biologische.

Für unseren Zweck halten wir nun fest, daß ein S namentlich am Anfang Feuer bedeuten kann, aber nicht notwendig muß wie in „Stek“ dem Feuerbohrer oder „Stab“ dem Brennholz. Die Bedeutung folgt aus der Logik in der Synthese.

Nach meiner vorherigen Angabe und der Bestätigung durch den Fund mußte demnach das Ideophon *Ed* einen toten Menschen bedeuten und das wird vollkommen klar sobald man das E sehr lang gedehnt ausspricht.

Jede körperliche Empfindung, also auch jedes Ideophon, kann durch Ausdehnung in ihr totales Gegenteil verkehrt werden. Jede Lustempfindung wird durch übermäßige Ausdehnung in Schmerz verkehrt. Das kurz empfundene Elementarwort verkehrt sich durch übermäßige Anhaltung der Spannung im Gehirn bis in sein Gegenteil. Dazwischen liegt eine weite Skala von Begriffsnuancen.

Hier haben Sie den Inhalt eines physiologischen und logischen Sinnlautgesetzes, das sich in allen mir bekannten und auch in mir nicht genau bekannten Sprachen geltend macht.

Die Sprechmanier muß wohl oder übel der Leitung im Gehirn folgen: sie hat kein anderes Mittel als die Dehnung des Vokals.

Hierauf beruht alles das, was man über Sinn und Gegensinn (namentlich im Ägyptischen) geschrieben hat.

Ob nun aber das Antideophon wirklich der Gegensinn des Ideophons ist, darüber entscheidet die Logik, da es sich eben nur um Gehirnfunktionen handelt — nicht allein die Länge des Vokals. Nehme ich das Elementarwort Er = Mensch speziell Mann, so kann das gedehnte êr einen großen Mann bedeuten, eventuell einen toten Mann, ebenso gut aber auch ein Weib wie z. B. im deutschen „Hausehre.“

Ich lege Ihnen hier also von vorneherein die Vermutung nahe, daß „éd“ eine Bedeutung haben muß die mit dem Begriffe „Leben“ zusammenhängt. Dabei will ich gleich vorausschicken, daß dieses letztere Wort erst durch einen Bedeutungswandel zu seinem Begriffsinhalt gekommen ist, auf den ich hier nicht eingehen will.

Ein Abstraktum wie Leben kann nichts ursprüngliches sein, denn die Begriffsbildung beginnt mit Konkretem. Dem Elementarwort éd muß also eine konkrete durch die Sinne perceptible Äußerung sein, die dem Wortbildner die Überzeugung beibringt: der Äußernde lebe.

Ich wiederhole hier noch einmal, daß die Klangfarbe des Vokals wie die Sprechmanier des Konsonanten d, dh, t, th, völlig gleichgültig ist, denn hier kommt bei der begriffbildenden Lebensäußerung der Mensch in allen Altersstadien als Lautbildner in Betracht, ja nach einer für mich sehr ersten Erfahrung schon ein halbgeborenes Menschenwesen, dessen Köpfchen in meiner helfenden Hand ruhte. In einem Momente, wo sich die Gefahr, meine Energie und Sinnesschärfe zum äußersten anspannte, hörte ich den ersten Laut mit unvergeßlicher Deutlichkeit.

Kein Kind schreit kein kleines „ä“ oder „uä“ zuerst, wie uns unterhaltsame Kinderpsychologien weis machen wollen, sondern es atmet zuerst.

Die ersten Atemzüge, die dem Hörer sagen: das Kind ist nicht tot geboren, sondern es lebt, die bilden deutlich ein schwaches at, et, it.

Das ist nicht nur die erste, sondern auch die primitivste Lebensäußerung des Menschen. All meine Erfahrung aber lehrt mich, daß die

begriffliche Expansionsfähigkeit, um so größer und intensiver ist, je primitiver das Ideophon in seiner Bildung ist.

Das ist eines der mächtigsten Grundgesetze in der Völkerpsychologie der europäischen Cognation.

Nicht das Lebensgefühl und Lebensbewußtsein durch tiefe Inhalation in dem Elementarwort „Ich“ äußert, das einer späteren Altersklasse angehört, ist der Schöpfer des Lebensbegriffes geworden. Im Gegenteil, der Seelenadel unserer Cognation hat sich hier drastisch genug manifestiert. War ichôr bei Homer noch das Blut der Götter, was ward es in der Sprache der späteren Mediziner? Haben wir nicht das Wort „Ichsucht“ gebildet?

Die stärksten Motive menschlichen Wollens und Fühlens traten in Bewegung um diesen ersten Kinderlaut „at“ wahrzunehmen und behalten zu können. „Es lebt“ sagte dieser Laut der Mutter in der schweren Stunde — nur gespannte Sinnesschärfe konnte ihn vernehmen.

Ich überlasse Ihnen die Ausführung dieses Themas und benutze meine „anthropologische“ Erfahrung, um Ihnen einige Werdegänge dieses Atmungslautes in kürze vorzulegen.

Mit dem weichen W-Laut verbunden läßt „v-it-a“ im Lateinischen das Leben. Im Griechischen werden die Geschlechtszugehörigkeit mit „id“ gebildet. Et-os heißt Alter Zeit und Geschlecht. Ed-da heißt die Geschlechtsmutter in Island, ätti der Großvater in der Schweiz. Und was ist der Unterschied zwischen den lateinischen P + at + er und dem deutschen V + at + er: im ersten Falle erscheint der Leben gebende Mann (er) als hoch, im zweiten als „lieb“.

Noch heute sprechen wir von einem „Aus-bau“ als entfernt liegenden Dorfhofe, noch heute hat der Norweger seine „Ute-thrönder“. Wollen wir nun einen draußen im Meere entfernt liegendes Heim — eines lebenden Geschlechtes der heutigen Monarchie Preußen ganz genau bezeichnen, so setzen wir die Elementarworte der Sinnfolge nach zusammen und bilden das Wort: Us + ed + om.

Wollen wir uns ein verstorbene Geschlecht speziell unseres deutschen Blutes in einer Sagenstadt als tot existierend bezeichnen, so bilden wir Vin = Freund + êt = totes Geschlecht und haben unser Vinêta.

Da haben wir dasselbe êd das mit dem Feuer-S logisch verbunden den Begriff Sêd = verbranntes Geschlecht gibt.

Ohne Atmung ist menschliches Leben nicht möglich und überhaupt kein „ad-nim-al = Atem-nehmen heil (heil = ganz)“ existenzfähig. Die primitive Co-agitatio, die keine adperceptive Vergleichung vornehmen kann, bleibt bei der Angleichung stehen und bildet ein Konkretum, das nach unserer adperceptiven Redegewohnheit „Lebensprinzip“ genannt werden müßte. Die Hauptformen in der Überlieferung sind ád und ód = Gegenwort ád und ôd. Sie muß dies Konkretum als ein ens reale

nehmen und vorstellen. Als solches haben die Formen Atem und Odem bis in das XVI. Jahrhundert fortexistiert und zugleich In- und Exhalation bezeichnet wie auch das was wir jetzt „Geist“ oder auch „Seele“ nennen. Die Vorstellung ist in ihrem groben Sensualismus noch heute wirkend, doch hat die Adperceptive sie schon zu Abstraktionen, also zu Sammelbegriffen von abgelösten Eigenschaften verarbeitet. Bei starken Emotionen und Empfindungen ist die Inhalation wie die Exhalation stärker als gewöhnlich und bildet große Reihen von emphatischen Ideophonen, von denen die weichen Hauchlaute der W-Klasse und die tieferen mehr männlichen G und Gh die mächtigsten sind, weil sie leichter hörbarer werden als das H. Die Sprechmanier kann beide Laute natürlich je nach Willkür und Erregung bis F und P + h oder bis „ich“ und „uch“ variieren — das ist irrelevant, denn, wie von einer Nuß nicht die Schale, sondern der Kern das brauchbare ist, so kommt es hier stets auf den Sinn, nicht auf die Form an. Das ist sehr erklärlich an dem Worte Vater, das durch die schärfere Knaben- und Männeraussprache zum Fater geworden ist; der weiche W-laut, der von der Mutterliebe Sinn und Form bekam, trat zurück. Wir haben ihn voll in Würde und Weihe (vi und wi) erhalten.

Ihnen allen ist bekannt, daß niedere Kultur und Kinderverstand jene von uns „Tod“ genannte chemische Zersetzung unseres Körpers nicht begreifen kann. Mit dem Tätigkeitsideophon, das ich alsbald erklären will, verbunden haben wir den „tôt-en“ als vorgestelltes ens reale. Mit W verbunden haben wir in W + ôd + an den geweihten Toten-Man, wie wir ihn aus unseren Mythen kennen. Mythe und Wort decken sich inhaltlich vollkommen. Bei allen primitiven Gestaltungen dieser Art „kann man das Wesen gewöhnlich aus dem Namen lesen“.

Genau mit derselben primitiven Logik ist aus der emphatischen Synthese mit gh und g und dem Elementarwort ad und od das Wort Gott und d. auch ghod, god, ghad und gad entstanden. Nach unserem jetzigen Sprachgebrauche können wir einfach „Leben“ dafür setzen um den Begriff konventionell festzulegen, denn das Wort gibt für uns den Sammelbegriff aller Vitalität.

Biologisch ist „Gott“ ein „einfaches Element,“ theologisch eine „forma subsistens“ — ein Streit in der Wissenschaft ist vernünftigerweise ganz unmöglich — aber gibt es denn, ja kann es denn wissenschaftliche Theologie oder Gotteskunde geben, wenn die Herren nicht einmal wissen, was ein so einfaches klares Wort „ursprünglich bedeutet.“?

B. Logotomie von Din.

Das Wort Din begegnet uns im Gesamteuropäischen in allen möglichen Sprachmanieren und Synthesen. Selbständig hat es sich in dem englischen „den“ erhalten, das Schlucht, Höhle, Gruft und ähnliches

bezeichnet und zwar sowohl Naturgebilde wie Menschengebilde. Ein Entstandenes ist primitiver Denkweise unfaßbar, sie kennt nur etwas Gemachtes. Überwiegend bedeutet *din, tin, tûn, dûn, dôn, tèn* (letztere Formen unverständenerweise kurz gesprochen), besonders im sog. Kelt-germanisch eine Befestigung als etwas das von Menschen, als Eigen, als Haus oder Wohnplatz gemacht oder geschaffen ist. Wie sollen wir demnach die Laute oder die Buchstaben teilen, um die Partikeln als Sinn-laute zu erkennen?

Unmittelbar durch Kinderbeobachtung gegeben ist uns von den drei Wortteilen nur N und durch sie auch warum es in allen ursprünglichen Worten mit Elementar-notwendigkeit stets eine Verneinung enthält. N ist vielleicht das einzige echte Säuglingswort, dessen Möglichkeit von Wilhelm Wundt mit Unrecht bestritten ist. N ist ein vollkommenes Wort, das eine energische Willensäußerung bewußt zum Ausdruck bringt — ein echtes Ideophon, das heute wie vordem stets neu erzeugt wird.

Bietet die Mutterliebe dem Säugling ihre gute — Gabe, gr. *â-gap-e*, so saugt er bis er satt ist. Die Mutterliebe bezweifelt das und wiederholt unter Anwendung zarter Gewalt ihren Liebesbeweis — der im Griechischen infolgedessen sowohl „Liebe“ in ihrer heiligsten Form wie „Mahlzeit“ bedeutet.

Ist der Säugling gesättigt, so wehrt er sich bewußt mit allen Mitteln, die ihm zu Gebote stehen. Er zieht sein ärgerlichstes Gesicht und macht „ne Flabbe“ „ne Schüpp“ mit breit gezogenem Mund und vorgestreckter Unterlippe. Seinen Mund aber schließt er inwendig, indem er die Zunge mit aller Kraft gegen den Vordergaumen drückt. Dabei bringt er nach Maßgabe seiner Lungenkraft, weil ihm weiter nichts übrig bleibt, durch die Nase einen Laut hervor, nämlich ein N.

Sobald der Säugling freigegeben ist, nimmt sein Gesicht den gewöhnlichen Ausdruck wieder an. Ist nach etlichen Wiederholungen der Säugling inne geworden, daß dieses Mittel hilft, so fängt er schon im ersten halben Jahre an, dasselbe zu wiederholen bei allem, was ihm unangenehm ist, wenn dieses nicht Weinen auslöst.

Das N heißt zunächst: ich will nicht mehr Milch und steigert sich, vom Säugling und der Mutter gleichmäßig verstanden, zu einem: ich will nicht. Daher sein Charakter als Negative in der Sprache.

Etwas später wird das Gegenteil von diesem N nämlich das M hörbar.

Reizt der Appetit das Kind nicht zum Weinen, so deutet es ihn dadurch an, daß es seine Lippen in die Saugstellung bringt. Das ist besonders zu beobachten, wenn die Ernährungstätigkeit nach Stillung des stärksten Bedürfnisses unterbrochen wird. Je nach der Körperkraft früher oder später wird vom Kinde dem ein Laut hinzugefügt. Die Saugstellung bedingt mit Notwendigkeit einen M-laut mit schwachem

variierenden Vokal verbunden wie üm, im, em, öm, am, om und daneben auch mit anlautendem m, in dritter Folge mit anlautendem und auslautendem m. Dies kann schon ein recht hörbarer Ruf nach Nahrung sein. Aus ihm schaffen gemeinschaftlich Mutter und Kind die Benennungen für Mutter und Milch oder Nahrung. Bildet ein Kind einen Laut wie am oder müm, so braucht man den Ton nur fragend nachzubilden, um ihn fordernd wieder zu vernehmen. Das ist eine völlige Konversation in einfachster Form.

Beides mußte voraufgeschickt werden um das in-Wort zu verstehen, das sich durch die überwiegende Länge des Tones als Gegenwort zu einem Elementarwort zu erkennen gibt und mit einer Negation endigt. Nehmen wir nun das kurze Elementarwort selber, so haben wir es als, an, en, in, on, un in dem ersten Zahlwort der europäischen Cognation — dessen Bedeutung „Mann“ auf der flachen Hand liegt.

Das gibt uns aber wieder zwei Fragen, warum tritt das Mutter und Nahrung andeutende M vor den An und warum schließt dieser mit einer Negation? Für den Begriff des männlichen Menschen gibt es im griechischen eine Synthese mit dem einfachen „an“ dem das hier ins Große gesteigert er mit er tautologisch angehängt ist um einen großen Mann einen Erwachsenen zu kennzeichnen.

Im lateinischen aber haben wir eine M-synthese die zugleich Vater und Mutter bezeichnet in „homo“ die französische heutige Form gibt ein viel primitiveres Wort und ist offenbar viel älter als die lateinische Schriftsprache. Das französische „'om'm“ ist nur wenig in der Sprechmanier verschieden von dem plattdeutschen „am'm“ die Amme.

Haben wir hier wirklich logische Ideophone vor uns, so folgt mit absoluter Sicherheit aus ihnen, daß auch l'homme einmal Amme gewesen sein muß. Es folgt ferner, daß er dies jedenfalls in der Intraglazialzeit gewesen sein muß und vielleicht auch noch später gewesen sein kann.

Sie sehen die Logotomie arbeitet mit derselben Sicherheit wie die Anatomie, welche die Rudimente von Milchdrüsen beim Manne längst nachgewiesen hat.

Nun gibt es im Griechischen ein kleines Wort „an“ mit einer nöckernden Nebenform aus der Kinderstube „ean“. Die Unsicherheit dieser Lautgebung verbunden mit der innewohnenden Bedeutung des Zweifels „wenn“ und „ob“ gibt uns einen Fingerzeig und zugleich den Grundsinn des deutschen Wortes „wenn“.

Es ist Tatsache, daß jetzt die männliche Milchdrüse ihren Dienst völlig versagt. Diese Tatsache kann nicht in der ganzen Cognation Europas plötzlich und auf einmal eingetreten sein. Die Rückbildung gebrauchte Zeit und die Erbllichkeit dieser erworbenen Eigenschaft wohl noch viel mehr.

Es muß also eine Zeit gegeben, wo die Mannesmilch im Schwinden begriffen war und der Mann noch mit abnehmenden Kräften die Säuglingsernährung betrieb.

Vorher war dem Kinde die eine Beziehung „om“ oder „am“ für beide Eltern genügend, in dieser Epoche aber gebrauchte das Kind zwei. Das eine „an“ oder „in“ ist einfache Negation mit der Bedeutung: Milch nicht und Mutter nicht. Das Wortchen „ean“ zeigt den zweifelnden Kinderlaut, das deutsche „wenn“ gibt mit ihm mit dem W einen freundlichen Nebensinn. Ganz deutlich aber ist der Sinn von Mannahrung nicht. In einer späteren Epoche, als eigensehen ward, daß der homo masculinus doch der Ernährer war bildet sich das Gegenwort der Männ*) wie noch heute oft gesprochen wird.

Wenn wir nun zu der negativen Bezeichnung des menschlichen Masculinums das Gegenwort bilden, so würden wir zunächst auf den Begriff Weib kommen wie z. B. in dem Frauennamen Ina. Von einer anderen Gesichtslinie ausgehend, auf die uns der bekannte Wortsinn weist, so kommen wir auf den Begriff: „eigen, alles was der Mann hat, wozu auch das Weib gehört; ich emphatisch ausgesprochen.

Das Ideophon „d“ bezeichnet an den Anfang eines Wortes gestellt eine menschliche Tätigkeit, wie ich sofort bei der Erklärung von „deutsch“ zeigen werde. Mit dem Eigen eines Mannes verbunden ist es Ortsbezeichnung und bedeutet Haus und Burg. Das keltische Dunum entspricht genau dem deutschen tûnhêm oder Zaunheim. Seddin ist also, wie der Fund bewies, das Haus oder die Burg eines verbrannten Menschengeschlechtes.

Was heißt Deutsch?

Eine ziemlich mißtönige sogenannte „Sylbe“ ist aus dem alten tiotisk oder diotisk geworden.

Es wird uns gesagt diot oder tiot oder diet bedeuete Volk im Sinne von populus, peuple oder peepole. Unser Plan läßt letztere Ausdrücke bei Seite, denn Volk bedarf eines Zusatzes wie jene drei Worte des romanus, français und english bedürfen.

Deutsches Volk wäre volkiges Volk — das ist Unsinn. Wir halten vorläufig fest, daß ot, et, ut, = Geschlecht und daß isk = Asche die Bedeutung zum Menschen gehörig sowie „viele“ hat.

Die Ideophone utsch oder otisk heißen also zu einem Geschlecht gehörig.

Das Bestimmende ist also das Elementarwort Di, welches logischer Weise den Anfang bildet, es ist ein oft vorkommendes Elementarwort in

*) Das verdoppelte N ist mittelalterliche Schreibmanier nach Analogie der lateinischen Längenbildung durch zwei Konsonanten, es bezeichnet fast immer einen langen Vokal.

verschiedener Sprachmanier wie z. B. in tuatha dé danann wörtlich aus dem alt irischen deutsche Götter Dänen. Die Eigenschaft Deutsche zu heißen kommt uns also nicht allein zu, der Irländer, der Gallier oder der Svithiodisk in Schweden hat ganz das gleiche Recht darauf. Unsere Logotomie zerlegt also unser Di in ein D. und einen hellen Vokal (dazu gehört auch das U in tuatha, das dem schwedischen und französischen U=dänisch y deutsch ü entspricht—völlig dunkel ist nur ein langes O auf welches die Vokalflamme*) nicht reagiert). Es ist eine Tatsache, daß der Mensch schon in dem Tertiär Steine roh behauen hat, die sogenannten Eolithen. Seit der beginnenden Intraglacialzeit aber hat er seine Steine nicht nur langsam zielend behauen — was für das Verständnis der „Schlagworte“ von großem Werte ist — und sie in fernerer Entwicklung kunstvoll nicht geschlagen sondern geschlägelt — was für die Weiterentwicklung unserer Sprache ebenfalls von Wert war. — Nein, er hat sie auch durch quetschenden Druck geformt und gezahnt.

Diese quetschende Drucktätigkeit ist es, worauf es hier ankommt. Ob diese wirklich das Wichtigste für den Intraglacialmensch war, ob ihm nicht andere Drucktätigkeiten viel wertvoller erschienen sind, ja, ob diese für die Sprachung im Gehirn viel anregender waren, kann vom Standpunkte des mir bekannten Wissens weder bejaht noch verneint werden. Es ermangelt das alles der Beweisfähigkeit und ist experimenteller Probe verschlossen.

Die Steinquetschungen aber kennen wir und können durch Nachahmung ihre Wirkung auf uns ausprobieren. Die für das innere Gehör vernehmbare und von der Adperceptive kontrollierbare D — Bildung im Gehirn habe ich im Sommer 1878 in Kloster Preetz kennen gelernt und mir mit meinem berühmten Freunde Worsaae im folgenden Winter, den ich in Kopenhagen zubrachte, besprochen und durchprobiert. Ich rede also aus unmittelbarem Wissen.

Stemmt man die Hand besonders den Daumen direkt oder mit einem Instrument fest gegen einen Gegenstand, so stellt sich der Rythmik des Körpers und der Erfahrung folgend die Zunge fast ebenso wie die des Säuglings der die Annahme der Muttermilch verweigert. Die Erfahrung lehrt schon das Kind, daß die Zunge oft zwischen die beißenden Zähne gerät, wenn das Objekt plötzlich dem Druck mit einem Ruck weicht. In der geschützten Position sperrt die Zunge den tief zur Arbeit eingeholten Atem. Erzwingt dieser dann nach Aufhören des Druckes seinen Weg ins Freie, so geschieht das mit einem sehr deutlich D—, ob das ein T oder ein Th ist, das ist ganz zufällig und gleichgültig. Ist viel Speichel im Munde kann auch ein Z daraus werden. Mit gleicher Intensität und unter

*) Das Spiel mit der Vokalflamme gehört in meine Kinderzeit, ist also primitive Erfahrung.

gleicher Empfindung wird dies D eben nur bei solcher und ähnlicher Arbeit gebildet. Solche und ähnliche Arbeit aber war für unsere Alvordern im zwischeneislichen Europa eine Lebensnotwendigkeit.

Infolge dessen erlangte dies Ideophon in allen Varianten des Gesamteuropäischen seine gleichsinnige Bedeutung. Das ist ein sauererworbenes Gut der Intraglacialzeit — soweit wir nach rückwärts bis jetzt wissen können.

Sehen wir einmal eine einfache Sinnlautverbindung des Volkes, welches es im Steinquetschen, kurz überhaupt in der Feuersteinbearbeitung am weitesten gebracht hat, so finden wir sie in seinem Heros eponymos: Dan igitur et Angul, a quibus Danorum coepit origo (Saxo Gramm. fol. 3. v. Paris 1514). D + an ist zunächst „Druckmann“ oder erweitert dem deutschen Namen „Thumann“ entsprechend. Dasselbe Wort im angelsächsischen Thane aber bedeutet „Herr“, also jemand der einen Druck ausübt. Der gälische Than ist aber kein „Däne“ wie in England, sondern er kann sogar ein Picte sein. Die irischen „deutsche Götter Dänen“ (tuatha de Danann) gehören in einen Sagenkreis, der nur durch die Verhältnisse der Intraglacialzeit verständlich wird.

Ist uns das D sicher, so steht zur Frage, welche konkreten Lebensakte mußten notwendigerweise dieses D mit dem hellen Laute der singenden Flamme, die man in freier Natur oft findet, in logischen Kontakt bringen.

Wenn Sie nun einmal fühlen wollen, wie hilflos der philologische Etymologe, der Worte durch Worte und „Lautgesetze“ erklären will, also ohne tertium comparationis vergleichen will, dann nehmen Sie Ihr Wissen über Feuerbohrer aus dem Märkischen Provinzial-Museum und dem Kgl. Museum her und bringen — es ist das beste Werk seiner Art, das ich hier auswähle — Leo Meyers Handbuch der griechischen Etymologie (Leipzig 1901) Seite 152—153 haptesthai und haptain in Kontakt mit Seite 223—228 aus K. v. d. Steinens „Unter den Naturvölkern Brasiliens“ (Berlin 1894). Haben Sie hier die Entwicklung des Feuerbohrers bis zur Haftschnur einer einfachen Drillmaschine, so stehen wir mit Di und Dé auf einer früheren Stufe, wo der meist hochgewachsene homo europaeus gebückt über dem Unterholz stand und unter Anwendung starken Druckes mit dem S-tecken Feuer erbohrte: Fiur Für gr. pyr ist ja schon ein Bohrwort!

Die Arbeit war lebensnotwendig, aber nur dann unschwer, wenn man knochentrockenes Holz hatte, was nur bei Aufbewahrung in einer Höhle möglich war. Bei anhaltendem Regenwetter ist die Sache bei uns absolut unmöglich, alle unsere gewöhnlichen Anzündemittel versagen dabei. Das muß am Rande der Eiszeiten noch unangenehmer gewesen sein, als etwa in den Regennächten im Lager vor Metz, die meinen Freund Ernst Neudecker († bei Orléans) und mich zwangen durch einen

wagehalsigen Diebsgang eine trockene Tonne mit trockenem Stroh zu erwerben.

„Was heißt denn das Wort Dieb“. Es ist thi-of = Di-eb = Feuer-ab (Di und thi kann auch die Feuerbewahrerin, das Weib bedeuten).

Nehmen Sie diese einfachen Realitäten und lesen in dem „berühmten“ Reallexikon (Straßburg 1901 s. v. Dieb) O. Schraders indogermanischen Vorstellungen von Urzeit, „es ergibt sich also, daß schon in der Urzeit der Begriff des Diebstahls d. i. des heimlichen Nehmens sprachlich abgegrenzt war“. Schade, daß diese Weisheit nicht einmal „sprachlich“ richtig ist, denn der kühne Kapitän aus Hans Rekemanns Chronik sagt: „dat sünd Deeve“, als er die Raubschiffe Martin Pechlins erblickt. Bei Pechlin kann man doch nicht von „heimlichen Nehmen“, sondern nur von dem offensten Seeraub reden.

Das aristokratische Selbstbewußtsein der europäischen Cognation stammt aus der Intraglacialzeit, wo es in trockenen Höhlen Barone = Hochland-man gab, die „auf der Höhe“ waren und Feuer besaßen, das der „Niedrige“ der „Untere“ der „Unter-Than“ im feuchten Tale nicht halten und haben konnte, wenn er es nicht stahl oder raubte und vielleicht die „Sie“ oder „Die“ des „Erhabenen“ dazu. Dies ist ein höchst einfaches Vorkommnis nicht schwieriger oder gefahrvoller als mein Erlebnis vor Metz — nur war es für die Lebenserhaltung von Säuglingen oder Jährlingen von größerer Bedeutung. Für den Hoch-mann den „H + er“ und die Seinen (Her - usk) war die Sache natürlich fatal und wenn der Prometheus das beste Eigen des „Her-en“ die „Her-in“ mitgehen ließ, so war es kein Wunder, wenn er den gefangenen Räuber den Raubvögeln gefesselt vorwarf.

Dies ist der einfache Realinhalt der Prometheussage, die wie so viele andere aus der Intraglacialzeit leicht verständlich ist — und die Litteratur darüber, ich sage mit K. v. d. Steinen: „Oh ihr unsterblichen Götter“! Die Ideophone D + i + ot + isk = deutsch ergeben ins Moderne den Begriff: zum Schaff-Licht-geschlecht-gehörig.

Es ist dies die stolze Bezeichnung des echten Europäers, auf welche die ganze Cognation gleichen Anspruch hat. Das J - yd in Jütland ist ein Licht-geschlecht wie das jüngste postglaciale Volk das „Feuerweihlichtgeschlecht“ Svithiod in Schweden dem Swearike dem Feuerweihland.

Das eben ist der Weg unserer Kultur, daß sie elementare physische Notwendigkeiten in ethische und intellektuelle umwandelt.

Hat unsere hellere Art wirklich mit der weizengelben Schritt gehalten? Kein Monarch Europas von der römischen Kaiserzeit an darf sich neben den großen Mongolenkaiser Akbar stellen. Sein Dini-Illahi ist nicht mehr Religion = Rückbindung, sondern, wie wirklich verstandenes Christentum, Eligion d. h. Erlösung.

Die ersten Anfänge den gleichen Weg der Lichtreligion zu betreten, zeigt der berühmte Brief an Admiral Hollmann.

Anfänge sind es, aber auch denen konnten die hochgelehrten Herren nicht folgen, die weder das Wort „deutsch“ noch „Gott“ verstanden.

Was heißt Preußen.

Ich habe Ihnen hier eben einige Worte gesagt, die etwas ernster sind als Fichtes Reden an die deutsche Nation.

Ich will Ihnen jetzt noch ein bisschen näher kommen und Ihnen zeigen, welche ethischen und politischen Verpflichtungen Sie sich auferlegen, wenn Sie sagen „Ich bin ein Preuße“ usw. Was Sie damit sagen, vermögen Sie erst zu ermessen, wenn Sie das Wort verstanden haben, richtig verstanden ein stolzes Ehrenwort. Im deutschen Reich gilt es nicht dafür — im Gegenteil, es ist ein Schimpfwort. Mit „Malefiz“ oder „Sau“ verbunden, habe ich es vielfach in Sachsen, Bayern, Württemberg und Baden gehört. In Sachsen und Thüringen verbindet man es mit Laus. In Mecklenburg-Schwerin ist ein Preuße gleichbedeutend mit Herumtreiber, Vagabund oder Strolch. Und wie steht es denn in der Monarchie Preußen selber? Im Rheinland und Westfalen ist das Wort verhaßt und nirgends beliebt, in Hannover desgleichen. Die Provinz Sachsen spricht ebenso wie das Königreich und die thüringischen Lande von „Lausepreußen“, nur ist der Begriff auf unbeliebte Leute aus den östlichen Provinzen beschränkt. Sachlich ist er motiviert, denn die Bewohner dieser Gegenden sind vielfach mit diesem Ungeziefer behaftet — besonders die Polen, die zur Erhöhung dieses Mißkredites beitragen. Pommern denkt ähnlich, namentlich Vorpommern. Und wie denken denn die Brandenburger? Das zu eruieren, will ich Ihnen überlassen, soweit ihre Grenze läuft, was die echten Brandenburger im mecklenburgischen Anteil der Mark sagen und denken, das habe ich mit Ekel und Überdruß bei der Durchsicht der Strafakten des Rostocker Oberlandesgerichtes und der Amtsgerichte von Mirow, Neubrandenburg, Friedland, Altstrelitz und Fürstenberg gesehen — und zur Einstampfung kondemniert. Der unehrbarste Ausdruck mit dem sich schimpfende Weiber belegen können mit „Preußen“ komponiert, führt unweigerlich zu Körperverletzungen, denn so schwer will sich kein Weib beschimpfen lassen. Die einfache Bezeichnung „Preuße“ ist von den Gerichten als strafbare Beleidigung abgeurteilt. Mögen diese Zeiten der Vergessenheit anheimfallen. Seit den achtziger Jahren hört diese häßliche Erscheinung auf.

Nur eines will ich noch hinzufügen, weil niemand außer mir das Beweismaterial kennt bzw. kennen gelernt hat.

Die Monarchie, d. h. ihre Könige und Minister tragen hier keine Schuld. Selbst Friedrich der Große, zu dessen Zeiten sich die Armeen,

wie ja noch viel später die königliche Flotte von England, sich durch Menschenraub rekrutieren mußten, ist dem kleinen Staate Mecklenburg-Strelitz ein besserer Freund gewesen als Mecklenburg-Schwerin. Der Volkshaß, der sich unter den echten Brandenburgern noch heute, namentlich an den fischreichen Gewässern zeigt, ist lediglich das Werk eines hessischen Kondottiere aus dem XVI. Jahrhundert und seines Sohnes.

Über die Provinz Schlesien muß ich schweigen, da ich nicht aus eigener Erfahrung sprechen kann. Wo liegt der Grund dieser Erscheinung? In der Politik, der Verwaltung und Verfassung liegt der Grund nicht, denn unter meinen Beobachtungsobjekten sind viele Menschen, die sich sehr wohl in der Monarchie fühlen und die ich als gute königstreue Menschen kenne.

Die Anthropogeographie in dieser ethnologischen Studie ergibt die Antwort auf die Frage: je mehr sich in der Richtung nach Westen und Südwesten zu der Reichseinwohner als „Deutscher“ fühlt, um so unangenehmer ist ihm der Preuße, den er für einen Nichtdeutschen oder Halbdeutschen hält: die Ausdehnung aller deutschen Rechte, der politischen wie der Freizügigkeit auf die Polen, nährt die Abneigung noch heute und zwar mehr in Preußen selber als in irgend einem anderen Bundesstaat.

Dem echten Deutschen ist der halbasiatische Pole und der vollasiatische Russe widerwärtig, und zwar um so widerwärtiger, je mehr er sich den äußeren Anstrich des Europaers giebt.

Der Preuße galt nicht nur 1866 für einen Halbasiaten, sondern er gilt noch heute dafür, ja, was das schlimmste ist: er hält sich, besonders in den Provinzen Pommern und Brandenburg, selber dafür.

Bekanntlich heißt die Monarchie nach einem Herzogtum, das sich Preußen nannte. Dies soll der Name eines Volkes gewesen sein, das nicht deutschen Ursprungs in jenen Gegenden sesshaft gewesen ist und in den Geschichtsquellen Pruzzi genannt wird.

Aus Pruzzi soll Preußen entstanden sein. Preußen soll eine Kontraktio aus dem slawischen Po und Russ sein und „Nebenrussen“ bedeuten.

Ja, daß diese Monarchie tatsächlich und nicht nur in den Tagen von Olmütz zu einem ohnmächtigen Nebenrußland herabgedemütigt war — das werden Sie mit bitterem Ingrimm empfinden.

Heute steht die Monarchie anders da, sie hat mindestens die Macht und folglich die Pflicht es zu tun.

Die schöne slawische Etymologie hat leider den doppelten Fehler, daß „Rus“ ein skandinavisches Wort ist und „hochgewachsen“ (vgl. unser Reis und englisch to rise, scand. at reisa) folglich stolz und berühmt heißt. Po aber ist skandinavisch und hat nicht die Bedeutung bei, welches „ved“ heißt, sondern „auf“ (paa und pá).

Die „Auf-russen“ wären also nicht Nebenrussen, sondern „Herren der Russen“. Schade, daß das in der Tat nicht wahr ist!

Kehren wir zu dem vermutlich skythbischen Volk der Pruzzi oder Pruzzi zurück und fragen, ob der offizielle Titel Ihres allergnädigsten Herrn „Borussiae rex“ als eine Latinisierung anzusehen ist, wie die — ich sage schon hier falsche — Schreibweise andeutet. Wo lag der Zwang aus Prussia Borussia zu machen, als ob die Lautverbindung Pr nicht so bequem für den alten Látin wie für den heutigen Italiener gelegen hätte. Nirgends ist ein Zwang, eine Nötigung erweisbar und damit zerfällt die Sache in lauter Unsinn.

Der Königstitel kann nur nach einem anderen Worte, aus dem durch nachlässige Sprechmanier Preußen geworden ist, gewählt sein und man hat dies alte Wort in begreiflichem Irrtum für lateinisch gehalten. Vielleicht lebt es in irgend einem Dialekt noch in erkennbarer Form.

Das Wort hätte ich wohl schon lange gekannt, aber das Recht der Anwendung hatte ich nicht, dazu mußte erst eine Entdeckung kommen.

Diese hat wiederum Friedel und der Verein Brandenburgia gemacht—ihnen trägt die Monarchie die Schuld des Dankes.

Die Logotomie des Wortes ergibt zunächst ein Elementarwort Bor, das aus den Synthesen von B und dem Ruktuslaut Or besteht.

Das Wort, der älteren Baukunst angehörig, hat sich bis in das XVI. und XVII. Jahrhundert erhalten und da die Bedeutung von Giebel angenommen. In Zusammensetzungen wie die Enbore oder Empore und in „empor“ existiert es noch heute. Sein Sinn ist klar: in die Höhe, etwas hohes, das mit menschlichem Bauwerk zusammenhängt. Enthalten ist es in Borg und Burg. Logotomische Vergleichung erweist nun aufs deutlichste, daß Bor das Stadium einer menschlichen Wohnung in der Höhe bezeichnet, ehe der Kulturfortschritt den festen Abschluß erfand, welcher durch den Verschußlaut charakterisiert (cf. Dor und Dôr zu Dor—f und Dor—ch oder Dord und Dort in Dordrecht und Dortmund).

Das ist alles ganz klar und kommt bei der Erklärung von Brandenburg zu weiterer Ausführung. Die Frage war nur die: reichte die menschliche Besiedelung überhaupt soweit zurück, daß man an eine Siedlungsgewohnheit denken kann, welche im Europäischen das Wort „Bór“ als logische Notwendigkeit verlangt.

Das Entscheidende waren Friedels und der Brandenburgia „palaolithische“ Funde auf den Rüdersdorfer Kalkbergen — die gelehrten Herren Staatsignoranten, die über den verdienstvollen Mann vor meinen Ohren am meisten gespottet haben, kommen jetzt mit ihren Eolithen hinterdrein.

Eine Parallelentdeckung von ähnlichem Wert hat der berühmte Maler Eugen Bracht im Lande Stargard gemacht. Es sind Höhlen-

wohnungen, die von der Seite her in einen ziemlich steilen Abhang eingetrieben sind. Die Funde, die dazu gehören und in der Gegend zerstreut liegen, sind „palaiolithisch“, meinetwegen auch „eolithisch“, wie diese fürchterlich unsinnigen und verwirrenden keiner klaren Definition fähigen Ausdrücke der Herren Staatsdilettanten lauten. Beide Wohnarten sind Wiederholungen von Wohn-gewohnheiten, die sich aus der Notwendigkeit der Intraglacialzeit, namentlich auf dem Boden Frankreichs, erklären. Dort hat auch das Volk das alte Wort aufbewahrt. Cartailhac sagt, daß es niemand versteht, er schreibt es „Awen“, das ist das plattdeutsche Wort für „Ofen“. Ich behalte mir vor, hierauf später genauer einzugehen und will Ihnen hier nur zeigen, woher die Ortsendungen kommen, die wirklich öw gesprochen werden müssen und nicht au wie z. B. in Scowenborg = Schauenburg oder dänisch Antvorskow oder Skow = Wald + ron = Bach + nek = Nixe, Nichus. Auch diese Ortsendigungen haben es sich gefallen lassen müssen, als „slawisch“ oder „wendisch“ bezeichnet zu werden, ohne daß Ihre Richter den Inkulpaten eine Lektion wegen groben Unfugs erteilt hätten!

Das zweite Elementarwort ist ús ein Ruktuswort, dessen Sinn noch völlig klar liegt. Zum Mindesten bei uns, wo es nicht von Schulmeistern wie in Rom als Geschlechtsbezeichnung mißverstanden wurde. Der Ligus hat sich dagegen gewehrt, vergl. Femina ligus. Der Brandenburger mit seiner zähen Ausdauer ist eine der letzten Entwicklungserscheinung dieser Menschentype, deren bössere Eigenschaften durch Überkreuzung und Flachlandkultur paralysiert sind.

Wir haben also nicht den Borussiae rex, sondern den Bór-ús-jë rêx.

Welchen Sinn hat nun Bor-us = Haus-aus, oder „außen“ wie in Ús-ed-om?

Nehmen wir einmal eine ethnologische Parallele (aus K. von den Steinen). Der Wald bewohnende Karaibe gelangt an das weite Meer. Er formt ein Wort pará tába = páru-áta-ba: Wasser-kein-Haus.

„Haus-aus“ in analogem Sinne sagte der Pionier frühester Postglacialzeit, der seinen Fuß auf den festen Boden der Kalkberge setzte. „Haus-außen“ sagte er sobald er sich dort niedergelassen hatte — denn vor ihm war sumpfiges wüstes Unland und Wasser. Mit logischer Notwendigkeit wiederholt sich dieselbe Wortstellung und dieselbe wortbildende Gehirntätigkeit auf dem langsamen Siegeszuge des Homo europaeus bis weit über die zu kurzen Grenzen der heutigen Monarchie in das natürliche Kolonialgebiet der europäischen Cognation. Das Wort mußte sich halten gerade da, wo die asiatische Gegenströmung in viel späterer Zeit dem Deutschen Halt gebot.

Wenn sie also sagen: Ich bin ein Preuße so heißt das ich bin ein Pionier des Europäertums, staatlich wie sittlich, kör-

perlich wie geistig. — Dies ist auch tatsächlich der edlere Inhalt ihres königstreuen Patriotismus!

Daß nun in anderen Stämmen mindestens ebensoviele oder mehr Bór-us-Naturen vorkommen ist bekannt, daß diese in der höchsten Verwaltung und in der Heeresleitung bei ihnen oft die führenden Rollen spielen, ist auch bekannt.

Daß in neuerer Zeit direktive Köpfe bei Ihnen etwas selten geworden sind, liegt an Ihrem verbildeten Unterrichtswesen und Ihrem Examenaberglauben.

Daß Kraft genug im echten Preußen steckt sich von diesem weißen Chinesentum zu emanzipieren, beweist der Verein Brandenburgia.

Der frühere Kreisrichter Friedel und sein Gehilfe, der frühere Apotheker Buchholz, haben durch das Märkische Provinzialmuseum eben das Material geschaffen, an dem man lernen konnte, was heißt Preußen!

Was heißt Brandenburg und Frankreich?

Wir teilen zunächst die Worte in „Brand“ und „Frank“ oder in französischer Sprechmanier - „France“. Das Zwischenschiebsel „en“ wie in Frankenreich ist „Männer“, der Vokal ist gleichgültig, denn im Irischen ist ein „an“ vorhanden wie z. B. in St. Brandan.

Leicht verständlich und besonders durch das Beispiel aus Edward B. Tylors Anfängen der Kultur bekannt ist das B mit der „Lautgebärde“ (im Sinne W. Wundts) als Deiktikon, als Richtungssinnlaut.

Der assoziative Inhalt des Lautes, der in allen seinen Formen P. Bh. Ph. F. B mit dem vorgeschobenen richtungweisenden Lippen verbunden ist, folgt aus der Geographie. Bei den waldbewohnenden Indianern, die Tylor anführt, ist B = in den Wald, in dem Walde, ja, unter Umständen selbst Wald.

Unser Europäer aber war in dem erhaltenen und dem im Meere des Westens versunkenen Lande ein Höhenbewohner, der hoch und niedrig, im Highland und im Lowland (vgl. Low-sitz, Lausitz) in Bergeshöhe und im Tale lebte. Darauf weisen alle Funde von den Pyrenäen bis Irland und England und östlich bis Österreich und Böhmen. Wie die Ritterburg und die Bürgerburg dem Mittelalter sein Prägmal aufdrückt, so auch die Höhensiedlung als Lebensnotwendigkeit der Intraglacialzeit, ohne welche unsere Sprache, unser Denken und unsere Lebensgewohnheiten unverständlich bleiben müssen. Der hervorragendste Richtungsinhalt dieses „B“ ist „in die Höhe“ „auf der Höhe“ und „hoch“ überhaupt. Die physische Notwendigkeit hat sich später in eine ethische umgesetzt. Damit haben wir den Laut als B-F Ideophon. In Südfrankreich ist eine Bergesspitze ein „hoch-spitz“ — ein Pic, in Welschland ist P+en=

hoch + Mann = Haupt, Bendragon ist Haupt-drache. Wir haben unser Wort Berg, das dänische sein scharf hervorgestoßenes, höchst altertümliches „på“.

Nehmen wir nun die Verschlaußlaute d und k, so haben wir wieder in dem ersterwähnten D ein Tun, Schaffen, Machen wie in Deutsch oder gallisch Teut—at—es. Aber die logische Position ist das Ende des Wortes, folglich auch des Begriffes, da wir überhaupt nur in Ideophonen denken können, selbst in der Adperceptive. Also ist der Sinn des End-d ein anderer. Ich bitte hier sich erinnern zu wollen, daß ich von Zellenrepubliken des Gehirnes gesprochen habe. Alle diese Zellen müssen in engem Kontakt stehen und konzellularen Reizen unterliegen (vgl. den „konsensuellen“ Reiz des Augenpaares). Daraus erklärt sich die vorhandene Lautschwankung, welche innerhalb der Zellenrepublik bei sehr ähnlichen Reizen sehr ähnliche, aber dennoch verschiedene Laute auslöst. Alle die Laute, die wir als P, K, T mit ihren zahllosen Varianten bezeichnen, werden nicht nur als Sinnlaute eben besprochenen Ursprungs, sondern auch vom Ruktus gebildet und sind dabei der Empfindung nach gleichwertig und nur dem Schalle nach verschieden. Die Wahl zwischen P. K. T steht unserem Willen aber nicht immer frei, um so mehr werden sie bei Ruktusworten gleichwertig. Es ist dies die einfache Erklärung dessen, was die Unwissenschaft der Philologie „springenden Lautwandel“ nennt. Die ganze Klasse der Ruktusworte — (man denke hier an Kleinpauls Stromgebiet der Sprache: sprechen und brechen) ist aber älter als die nachweisbarer „Schlagworte“ und schon der Tertiärperiode unseres Planeten angehörig. Es ist also natürlich, daß wir schon bei dem, was hier folgt, immer mit geschehenen und möglichen Verwechslungen beider rechnen müssen, dazu mit allen Nachlässigkeiten und Faulheiten sowie der weiten Skala der Aphasien — für einen Mediziner, der „deutsch“ verstände, wäre die Pathologie der Sprache ein wichtiges und lohnendes Gebiet.

Bei der „Schlagwort“-Klasse kann jeder Mensch mit ausreichendem Sprachgehör die Experimente an sich selber vornehmen.

Ein t-laut am End' bezeichnet ein End'.

Da mir aus der Intraglacialzeit nur Knochen- und Steinarbeiten überliefert sind, muß ich mich an diese Art der Arbeit binden.

Arbeiten Sie in diesem Material, was Sie wollen, nur mit der Absicht irgend etwas zu irgend einem Zweck fertig zu machen, so geraten Sie früher oder später je nach der Mühe in einen gewissen Schaffenseifer. Dieser, mit der Anstrengung des Tuns verbunden, läßt Sie unregelmäßig atmen, nicht allein durch die Nase, sondern auch durch den Mund. Tuen Sie letzteres, so wird Ihnen der Gaumen unleidlich trocken. Dann sind Sie gezwungen Speichel auf ihre Zunge zu nehmen, um den Gaumen durch Andrückung der Zunge anzufeuchten.

Da Sie nun die Erfahrung haben, daß es unangenehm ist, sich auf die Zunge zu beißen, so stemmen Sie dieselbe fest gegen das obere Zahnfleisch, den Vordergaumen — gerade wie das Kind wenn es N sagt. Der Laut, der Ihnen dann bei der Ausatmung entfährt, ist der Schallwirkung nach wieder ganz dasselbe TD oder Th oder D + h und T + h, wie wir es bei dem Anfangs-d bemerkt haben, aber der Sinn ist der entgegengesetzte. Die Perceptiven der Augen und der Finger übermitteln dem Gehirn etwas, das getan ist, das zum Teil oder ganz fertig ist — kurz die idea perfecti. Aus dem ac ist ein act, dem Tac ein Tact, dem fac ein Fact, aus dem ap ein apt geworden. Ja, das einfache T ohne Vokal als Ideophon ist noch heute ein lebendes Wort unserer Sprache geblieben. Zuerst fiel es mir 1869 in Eisenach auf, aber ich habe es 1876, 1878/79 und 1883 auch in Kopenhagen gehört — ebenso in allen Teilen Deutschlands, die ich kenne. In dem absonderlichen Französisch das man an der oberen Mosel spricht, habe ich es ebenfalls vernommen. Vorwiegend gehört es der Sprache der Frauen, besonders älterer Frauen an.

Je nachdem sie sich über den Verlust eines Knopfes, Bandes, Hundes, Sohnes oder Tochter erregen, stoßen sie eine Reihe von T T T hervor, die sich zuletzt in ein schmatzendes d z verlieren kann — die Gemüsefrauen aus Eisenach und Umgegend übertreffen die sonst so zungenfertigen Berlinerinnen. Der Sinn ist unweigerlich derselbe: zu Ende, zu Ende, zu Ende und tot, tot, tot.

Ich bitte nun freundlichst der Versuchung zu widerstehen dies als T perfecti bezeichnen zu wollen, sondern es vorläufig nur als Anspichelungslaut im Gedächtnis zu registrieren.

Wir haben hier dasselbe t wie in ant = Mann, zu Ende = tot und auch = Geist oder Seele (Antwari) oder in L + an + d = Lieb + Mann + zu Ende = Gebiet einer Sippschaft, denn nur die Gesippten sind lieb. Somit wäre die Sache scheinbar zu Ende: Wir hätten „hoch“ und „Rand.“ Ja das wäre gut, aber die Frage geht weiter: wie ist denn Ran zu erklären, wenn B und D feststehen?

Von dem Worte Ran, das uns als Name einer Göttin des Meeres, als Name der Bewohner von Rügen und als Räuber, aus dem Altnordischen und dem Deutschen bekannt ist, wissen wir bis jetzt also nur, daß das Schlußideophon eine Negation enthält.

Was ist nun der Begriff Ra, welcher negiert wird.

Anlautendes R wird entweder durch eine hörbare äußere Reibung oder durch Ruktus erzeugt.

Ursachen der äußeren Reibung sind als für uns nachweisbar nur solche, die an Stein oder Knochen geschahen.

Nehmen Sie einen starken Behaustein mit rundem Ende und einen Feuerstein mit knolligem Ansatz und führen jetzt in stumpfem Winkel zur Längsachse des festgestellten Steines einen starken Schlag, so platzt

die flache Knolle in Scheibengestalt ab. Die Reibung oberhalb der Knolle, die nicht zu vermeiden ist, ergibt einen knirschenden R-laut, der Schlag ap, ac und at. Das Elementarwort Rad oder Rat ist die Bezeichnung für den sogenannten Scheibenschaber. Sie hat sich, abgelöst von dem Urbegriff, in der Sprache für alles was rund ist und auch für „Rad“, erhalten.

Soweit Sie auch auf diesem Wege in der Wiederauffindung von Elementarworten kommen mögen — Sie werden keines finden, das mit einer Negation verbunden einen Sinn und zwar den feststehenden Sinn gibt. Also bleibt uns nichts anderes übrig, als daß wir es mit dem Ruktus versuchen.

Wer nun aber nicht an die Askese in einfachen Associationen zu denken durch rigorose Selbstbeherrschung gewohnt ist, wird hier bei großen Schatz an Vokalen und Geräuschen und der Fülle von Perspektiven, die sich ihm hier auftut, sehr leicht auf ganz falsche Wege geraten. Schon die Selbstbeobachtung hat große Schwierigkeiten. Ich glaube nicht, daß jemand, der nicht sogenanntes „Vorhören“ bei genügender Schulung gehabt hat, hier leicht vorwärts kommt, wenn man ihn nicht auf einige gangbar gemachte Pfade führt. Ich wähle hier einen derselben auf den wir bei „borg“ und „reich“ zurückmüssen: auf den Ruktus als behaglichen Sättigungslaut, dem stets das Gefühl von Ruhe innewohnt.

Also: „Über allen Wipfeln ist Ruh“.

Das war auch schon vor Goethe der Fall, wenn der sattgeessene Homo europaeus aus einer Höhle herabschaute.

Skandinavisch heißt das Wort Ro, mittelniederdeutsch ebenso, z. B. in dem Imperativ Roland! (wie Vredeland). So heißt auch das dem Menschen ungefährliche Nahrungstier Ro im englischen. Im dänischen heißt es Rå mit dem echten Ruktuslaut (Stoßlaut), im deutschen heißt es Reh, das Weibchen heißt Rike (falsch gesprochen mit kurzem i). Wir haben aber noch ein Wort im Deutschen Rê die Leiche vgl. Rebrett Totenbrett. Rê-rôw = Leichenraub (man denke an das „nescio ad quos perversos usus“ der holsteinischen Visio Godescalci!) ist in der Rechtsprache zu Raubmord geworden. Im Altnordischen haben wir einen Hrä-svelgr der in Leichen schwelgt. Wenn wir nun noch Ortsnamen wie Rastatt und ähnliches hinzunehmen, so haben wir die Skala der Vokale vollständig.

Nun kann ein Mensch bei dem Ruktus nicht mit voller Sicherheit wissen, wenn er sein Entstehen fühlt, ob wirklich ein R oder ein L geformt wird. Unterdrückt der Wille den aus dem Munde hervorbrehen wollenden Schall, so vernimmt das innere Gehör bald L bald R, bald beides hintereinander LR und RL. Die inneren Leitungen berühren offenbar mehrere Zellen einer Provinz.

Aus diesem Grunde ist es für Ruktus-Ideophone gleichgültig, ob sie mit R oder L beginnen. Jedenfalls kommen wir bei dem Ruktus zuerst unmittelbar auf die Empfindung des Unruhigen. Da die Benennung in logischer Folge „Ruhe-nicht“ sagt, so liegt der Schluß nahe, daß jenes fragliche Etwas etlichen Sinnesleitungen den Eindruck der Ruhe gemacht habe, während es doch in Wirklichkeit nicht in Ruhe gewesen ist. Damit kommen wir direkt auf den Gegenstand der Frage.

Der angebliche Egil Skalagrimson möchte in der Klage um seinen ertrunkenen Sohn die Töchter der Ran mit Schwerthieben traktieren: es sind die Wellen des Meeres. Auf die Flut paßt dies „Ruhe nicht“ sehr gut, denn es zeigt das Trügerische der stillscheinenden See, die auch bei voller Ruhe an den Felsen Islands brandet. Die deutschen Ran-en wären demnach einfach die See-männer (wie die Rugier die Rojer oder Ruderer sind) und Räuber erst in zweiter Linie.

Setzen wir mit R und L die Formen zusammen, so haben wir in Rahn, Rhèn, Rhein, Rìn, Rühn, Rùn, Rön, Rhon*) wie in Lahn, Lun, Lin, Leine, Lohn — lauter allbekannte Flußbezeichnungen. Hierbei habe ich ligurisch und etruskisch auch schon einbezogen — denn alles ist ja nur eine einzige Sprache in verschiedenen Kulturentwicklungen.

Der Wortinhalt ist eines der großen Welträtsel, das zu bewältigen das frühe Menschendenken mit unendlicher Mühe in Europa versuchte: es ist einfach Wasser. Damit löste sich das bisher unverständene Wunder, daß ein Fluß mit den verschiedenen Anwohnern, wie der lange Rheinstrom von der Quelle bis zur Mündung einen einzigen Namen hatte, wo doch niemand den Lauf Namenverleihend verfolgt haben konnte. Damit das Wunder, daß Bäche und Flüsse in Frankreich, England, Irland, Schottland ebenso heißen konnten, wie in Mecklenburg und Brandenburg. Dunkles Wasser war dem Ligurer und Kelten ein „Doub“, dem Westfalen eine Dubbe, dem Brandenburger und Mecklenburger eine Dobbe: Dublin, Dufferin, Dobberan. Lun und Lon findet sich in dem englischen Lon—don = Lundinium und dem etruskischen Hafenplatz Luna.

Ja, wir können hier, was sonst in Italien wie Hellas recht schwer ist, einen Blick in die alte von Asiens Kultur und von Afrika noch unbeeinflusste Vorstellungswelt werfen. Dem Po-italiker, der später zum Lát-in ward, war der Mond: Luna nur „Wasser“ (den Leuten am Xingü ist die Sonne ein Bündel gelber Federn) wie dem Hállen sein Himmel úr + än-ös einfach „Wassermann“.

Brând ist also „hoch-Wasser-zu Ende d. h. ein hohes Ufer am Wasser. Daher hat auch der hohe „Brând“ bei Misdroy seinen

*) Rhône ist nicht Kontraktion aus gr. Rodanos, sondern der alte ligurische Namen.

Namen — das Land vom Strande bis zum Haff ist schwerlich mehr als 1000 Jahre alt. Daher wohnen auch an anderer Stelle die „auf dem Brand“.

Unsere Brandenburg ist also durch das Wort genau beschrieben, denn dazu wurden eben die Namen gegeben, daß man verstehen sollte, was mit den Sinnlauten gemeint sei.

Kehren wir nun wieder zurück zu den Ideophonen B und D — das zwischenliegende „ran“ bleibt bestehen. Stoßen wir den Hauchlaut B nur ein wenig schärfer aus und schieben die Lippen weit vor, so erzielen wir mit der Sinnlautgebärde ganz denselben Richtungseffekt wenn wir „F“ machen.

Haben wir uns bei der Steinarbeit, die das Anspeichelungs-„d“ hervorbrachte, stark angestrengt, sind also im Kraftaufwande über die D-Klasse hinausgekommen, so treten Keuch-laute ein.

Die Keuchlaute erschließen sich aus der primitiven Tätigkeit, und hier haben wir sogar noch mehr in der Hand, als die Arbeit an Knochen und Stein. Wir wissen aus den Höhlenfunden, daß der homo europaeus beträchtliche Lasten an Nahrungsmitteln die oft sehr steile Höhe hinangeschleppt und aus weiterer Entfernung hergetragen hat.

Zum Lastentragen eignen sich nach dem Körperbau die Schultern mit den Schulterblättern. Die Haltung wird gebeugt und die Lunge gedrückt. Dabei stellt sich die ganze Skala der Keuchlaute ein: Qh, Kh, Ch, Gh, q, k, g, h. Von diesen ist beim Ligus und beim Keltgermanen der K-laut der kräftigste und häufigste.

Steht er vorne am logisch führenden Platz: so heißt er (wie B. in die Höhe usw.), „in die Tiefe“ und „tief“, weil der Mensch gebeugt ist und die Augenperceptive auf die Erde geht: er kann sogar den Begriff ,Tief + Arbeit einschließen, vgl. K-an-âl Tief-Arbeit-Man-Wasser.

Bei der Steinbearbeitung stellt er sich ebenso auch ein, desgleichen bei bestimmten Lagen des Feuerbohrens. So nehmen wir ein Nebenwort zu Deutsch: K + i + et + s = tiefarbeit-licht-Geschlecht-zugehörig unser althrwürdiges Kietz — das aber zweisilbig gesprochen werden muß, um verständlich zu sein.

So tritt das End-K in gleicher Wirkung auf wie das End-D. Daher kommt es, daß an der Oder wie am Main ein Frankfurt liegen konnte. Das K ist hier sehr logisch am Platze, weil eine Furt dazu da ist, daß man auf seinen Schultern Lasten durch sie ans andere Ufer trägt.

Jetzt haben wir die Stammesbezeichnung für deutsche wie keltische Rheinanwohner — vermutlich steckt auch hier ein starker Prozentsatz der Ligus-Type dazwischen. Völlig verstanden ward der Ausdruck noch in karolingischer Zeit und mit Ripuarius übersetzt.

Theodor Mommsen hat nicht Recht, wenn er „die Franken“ mit „die Freien“ überträgt. Das Recht sich Franke oder „un français“

zu nennen hat der Anwohner der Havel und Spree, sogut wie der Pommer auf Wollin oder der Anwohner der Seine, der Garonne, Loire oder des Rhône.

Die Bedeutung der Freie kann nur als Bedeutungswandel mit einem Beigeschmack vom Zügellosen für eine Dynastie Frankreichs und ihr Gefolge gelten, die sich über eine ältere keltische erhoben, welche am Römertum verfault war. Am Neurömertum im klerikalen Sinne verfaulte diese wieder bis zu der Kokotten- und Pfaffenwirtschaft unter Louis XIV und Louis XV, bis die Reaktion des Ligus und Kelten erfolgte, um bald unter die Tyrannei eines Überlebens aus der Römerzeit zu fallen, das römische Feldherrngenie mit afrikanischer Wildheit und asiatischem Hochmut verband. Nicht zum wenigsten durch die Hülfe der Brandenburger als eines Teiles der Schaffe-Licht-cogation ward Frankreich und Deutschland die Freiheit erobert. In verkleinertem Maaße schien dieselbe Type noch einmal. Hat Kaiser Wilhelm der Große für uns ein einheitliches aber viel zu kleines Reich geschaffen — für „le tuat français“ hat er mehr gethan. Den Schandfleck auf der Ehre des Frankenreiches, der von Pfaffen und Kokotten dirigierte Länderraub Elsaß-Lothringen hat er von diesem Volk genommen. Den Tyrannen hat er besiegt gefangen und dem ehrliebenden Volk seine Freiheit wiedergegeben.

Welch eine Fügung durch Gottes Willen — denn Gott ist das Leben, und das Leben ist mächtiger als aller menschliche Hader.

Erst jetzt nach 1870 mag die Bedeutung die Freien gelten für Frankreich, wenn es den römischen Feind besiegt und seine friedliche Ehrenstellung in der europäischen Cogation.

Es ist das eine andere Geschichtsauffassung als die d'Arbois de Jubainvilles. Sie folgt direkt aus dem was uns das Verständnis der Sprache lehrt.

Hat Frankreich einen Kampf mit dem fremden Feind im Innern zu bestehen, so haben auch wir hier in Mecklenburg, Pommern, Brandenburg einen Wahn zu bekämpfen, der nationale Maaßregeln der Regierung in Preußen hemmt.

Das ist der Aberglaube, daß wir von Ostholstein an bis gen Braunschweig und davon ostwärts eine „slavische“ Bevölkerung gehabt hatten. Das europäische Wort Slavi kann zwar Ugrofinnen bezeichnen, aber es ist keine Rassenbezeichnung. Dem Sinne nach bedeutet ist Bewohner der Niederung of english low und vom Standpunkt des Hochländer aus betrachtet „zurückgebliebene, niedrige Menschen“ „slow“. Die Altertumskunde lehrt, daß die Siedlungsweise in Rundlingsdörfern die konsequente Weiterentwicklung der alten Höhen und Höhlensiedlung (Bor und Awen=ow) ist, die sich seit der La Tène zeit nachweisen läßt, wie ich das in einem Globusaufsatz über den „Ursprung des Rundlings“ getan habe. Siedlungsreste, wie sie am Galgen-

berg bei Ratzeburg zu Tage kamen, weisen diesen Wohnungsort in die frühere Steinzeit zurück. Tatsache ist allerdings, daß die Bór—ûs—Natur des Europäers ihn über die russische Tiefebene hinaus führte und Professor Bälz in Tokio hat vielleicht sehr Recht, wenn er auf die Ähnlichkeit eines Aino mit Graf Leo Tolstoi hinweist.

Die Frage nach dem Arja dürfte hier einzusetzen haben und es wäre möglich, daß sich dann manches bestätigte, was bessere Köpfe der Indogermanisten geahnt haben. Hätte sich Man Müller zu einer Auffassung von Sprache aufschwingen können, wie sie in Prof. Gustav Opperts Vortrag in der Berliner anthropolog. Ger. 1883 Nov. 24 vorliegt — wie viel Arbeit wäre getan, die nun noch zu tun ist.

Ich gebe Ihnen hier die kurze Analyse von ein paar Stammesnamen, die gut deutsch sind.

Nördlich von Ihnen wohnt ein Stamm Pomar—i, wenig anders aus—gesprochen Fomori: Beides ist dasselbe, nur verliert sich letztere Bezeichnung wie das Tuatha Dé Danan in der Mythologie von Erin, ersteres ist unser heutiges Pommern. Beides ist P = hoch — om = heim, ar = or = er ist kurz = Hoch-Mann.

Südlich und südwestlich wohnen die Welatabi, Wel = gut + at = Geschlecht + ab = aus, ab. Nun kommen in der Mark kleine Stämmchen, wie die Ueri: was ein Uekernname ist wissen wir noch heute. Und nun die „Liuticii.“ Leider haben die meisten Historiker, auch wenn sie alte Schrift lesen können, zu wenig Erfahrung darin wie unendlich mühsam und schwankend die Urkundenschreiber zwischen lateinischer Schrift, Schullehre und lebender Sprache hin und her tasten. Hier ist ein durchstrichenes o = ö, dort ô, hier ist ein oi = oî als Diphtong, dort = ô. Und bei den Konsonanten ist es noch viel schlimmer, zumal der Buchstabe K fast immer durch C ersetzt und von den Sprach- und Schriftkundigen auch = z gelesen wird. Umlaute kennt die alte Schrift wenig, nicht jede Schule lehrt sie, also wird nicht immer für ü ein durchstrichenes oder akzentuiertes u gesetzt, sondern es wird iu oder auch ui geschrieben. Lesen Sie für die „Lu—i—tizen“ richtig Lütiken, so haben sie in den verschiedenen deutschen Lützelburgen oder Lützen die Erklärung.

Ich habe hier die gute Hoffnung, daß die neue Archivdirektion die Archivare Preußens dahin führen wird, daß die Archive als ein mächtiger Faktor in die lebendige Geschichte eingreifen können.

Nun wäre ich bei meiner Heimat angelangt und hätte die Abodriti zu erklären, in deren Hauptstadt Schwerin ich zufälligerweise geboren bin.

\bar{A} = gut + b = hoch + od = geschlecht + riti = Reiter. Das A am Anfang ist lang ausgesprochen stets gut wie z. B. im Namen des Asiatenbesiegers von Châlons sur Marne A = gut + et = Geschlecht jüs = aus.

Der Name jener Stadt in älterer Schreibweise Suérin also Su = gut + ér = Mann + in = Manneseigen. Erin ist der Name von Irland und Su findet sich im Namen der Sugamben wie in Su + et + on + jus dem „gut-Geschlecht-mann-aus“, der leider kein guter Historiker war. Mit einem Sammelnamen nennt unsere Geschichtswissenschaft die Völker „Wenden.“ Hat denn der Oxforder Professor John Rhys für Deutschland gar nicht existiert? Celtic Britain p. 311 (London 1884 II ed.) „The word is most likely of the same origin as the Anglosaxon wine a friend and meant allies: the Irish fine a tribe or sept is most likely related and so may be the Welsh Gwyn-edd.“

Die Logotomie V + en + et + i können Sie sich jetzt selber machen, um die Sache von einer noch anderen Seite zu beleuchten will ich Ihnen nur sagen, daß die alten Osker die ihnen benachbarten Wenden der Adria als Vel = eth = oi bezeichnet. Wann hätte der Erzaristokrat von Europa ein stammfremdes, fremdrassiges Volk als die „Wohlgeborenen“ sich ebenbürtig erachtet?

Und hätte es denn wirklich gar kein Volk der Slaven bei uns gegeben? Ja und nein!

So wie die sogenannte Geschichtsschreibung es darstellt: Nein!

Ja — wie es ganz natürlich ist. Bei jeder Kulturentfaltung gibt es Kulturabfall; nicht bloß Küchen—abfall, sondern auch Menschenabfall, selbst hier in Berlin, N. noch heutzutage!

Drang aus unseren Mutterlanden, die nun zum Teil am Grunde des Atlantic in der Boyd-Dawkinschen Linie ruhen, zum Teil aber Frankreich, Irland und England genannt werden, der homo europaeus als echter Bór — us vor um sich hier am Rande der Ostsee ein Vaterland zu schaffen, in dem das großgezogen ward, was wir im vulgären Sinn als Deutschtum bezeichnen, was unseren Stolz ausmacht, unsere Ehre und unsere Menschheitspflicht — so vollendeten damals nicht alle den Weg; sowenig manche ihm heute weiter folgen können.

Diesen Menschheitsabfall kann man archaiologisch an den mangelhaften Feuersteingeräten erkennen. Gruppenweise finden sich einfache aber kräftige, praktische Instrumente, fast immer auf Anhöhen, die dem Begriff Bränd entsprechen, und ebenfalls gruppenweise kleine erbärmliche Ware fast immer auf sumpfumgebenen Sandbänken. Solche Gegenden heißen noch heute im pommerschen Dialekt Tur, hier im Lande Stargard soll es einen Distrikt Tur oder Turne oder Turen gegeben haben — der Begriff setzt sich aus dem T der Tätigkeit und ur = Sumpf und Wasser zusammen: also „bewohnter Sumpf.“

An solchen Stellen fand ich und finde ich Menschen die noch in der La Tènezeit sich mit jämmerlicher Steinware begnügten, die knapp über das Maß der Eolithen hinausragen, wenn man die schlechteren davon betrachtet.

Neben wenigem Eisengeräte hält sich diese zurückgebliebene Steinkultur bis über die Zeit der Merovinger und Karolinger, ja bis in die der Hohenstaufen. Die Tonwaren sind oft dieselben, wie sie ihre vorgeschritteneren Zeitgenossen auch benutzen.

Hier liegt eine konsequente Entwicklungsreihe vor.

Die Logotomie ist: S = Feuer und zum Menschen gehörig + L + aw = L + ow: Zunge und offener Mund: Sputum feucht tief (Lusat im Ggs. zu Susat).

Die Typen, die in jenen Gegenden heimisch sind, tragen Züge, die nach der Richtung Tolstoi-Aino hinweisen. Dieser Abfall von unserer Entwicklung heißt von Anfang an Slawe.

Vergleichen Sie diese Menschen mit den mächtigen Russenfiguren oder dem eleganten Polen, so ist es ein unverdienter Schimpf, den wir ihnen antun, wenn wir sie Slawen nennen, eine Selbstbeschimpfung aber ist es, wenn wir den zu uns verirrtten Schwarm des asiatischen Srb rechnen, den wir im Spreewald hegen, wie anderwärts das Elchwild, und mit dem Namen Wenden bezeichnen.

Einen kleinen Schmerz muß ich Ihnen leider hier noch antun. Sie haben hier eine so hübsche Sage von einem Fürsten Jaczko; es soll ein „Slawe oder Wende“ gewesen sein, wie schon der Name besagt. Schade, wenn der Name seine Rassenangehörigkeit beweist, dann war er ein — bitte, erschrecken Sie nicht — ein Jude! Jeschke, Jatzke, Jeschko, Jetzko sind mittelalterliche Abkürzungen von Jakob.

Sollte sich unter den Millionen von Ugrofinnen nicht einmal ein selbstdenkender Mann finden, der dieselbe Arbeit für seine, wie ich sie für meine Cognation machte?

War es doch ein Pole Oltuschefsky mit Namen, der auf ähnlichen Forschungen, wie die von Paul Flehsig, fussend, mit das Beste leistete, was ich über Sprache gelesen habe.

In Rußland dürfte er freilich nicht leben, denn die verhängnisvollen Irrtümer, die sich von Grimm an bis in die Gegenwart fortpflanzen, haben die Phantasmagorie von den Russen als Vertretern der „weißen Rasse“ geschaffen. Frankreich bezahlt augenblicklich den Irrtum mit etwa fünf Milliarden Francs russischer Werte; unsere Börse muß auch Strafe bezahlen.

Solange der Traum — leider namentlich im deutschen Adel — fortbesteht, die vornehmere Bevölkerung der Mark und Pommern sei nicht deutschen Stammes, so lange kämpft unser Volk vom Reichskanzler an abwärts in den Ostmarken vergebens.

Nicht der harmlose Sport, etwas „Besonderes“ sein zu wollen, würdigt sie, sondern ein ethnologischer Irrtum.

Von einer vielleicht etwas hochbemessenen, aber nicht ungerechtfertigten Selbsteinschätzung ausgehend, sagt sich dieser Teil der Be-

völkerung: Wir sind doch in Verwaltung, in Justiz, in Heer und Flotte wie im besten Sinne des bürgerlichen Lebens ganz vorzügliche Preußen — unsere Altvorderen aber waren doch „Slawen“ oder „Wenden“. Es ist also möglich, durch Kultur und freien Willen ein deutscher Preuße zu werden!

Da liegt die Täuschung — der Asiate bleibt ein Asiate und wenn er auch deutsch gelernt hat.

Hier liegt die Norm für ihre ganze Politik, hier die Geschichte und zugleich die Entschuldigung Ihrer Fehler.

Was heißt Or, was Rêx und König?

Verlassen Sie in Gedanken den Raum in dem Sie leben und folgen mir in die Urzeit oder besser die Orzeit. Wir wollen einmal versuchen, die Entstehung eines Elementarwortes zu erleben. Ich lade Sie hier nicht zu einer Nashornjagd oder zum Kampfe mit einigen Höhlenbewohnern ein oder zu irgend etwas Außergewöhnlichen. Nein wir wollen nur ein einfaches Vorkommnis miterleben, das aus lauter Lebensnotwendigkeiten besteht, die einmal und hundertmal urgewöhnliche Wirklichkeit waren.

Hier zu Fuß des Berges rinnt irgend ein Rân ins Tal. Drüben ist Urwald.

Aus der Felswand „gähnt“ ein „schwarzer Mund“, also ein „Awen“, ein „aw“, ein „ow“ unseren Augen entgegen. Er „stößt“ leichten Rauch aus, der in die Luft „wallt“*), gerade wie der Atem des feuchtwarmen Mundes.

Wir heben uns empor und sehen, daß da eine „Sie“ sitzt und „siedet“ etwas in einen Sack über dem singenden zischenden Feuer. Die Kinder erhalten ihre Nahrung und legen sich zur Ruhe.

Sorgsam entfernt Sie die schmutzigen Abfälle, die der Lateiner S + or + d — es nennt, sie schiebt über B + or + d und sie fallen herunter an einen beliebigen Or + t.

Die Sonne sinkt. Die Frau steckt ihr Haupt aus dem „Munde“ der Höhle hervor über den Rand.

Noch immer ist Er nicht zu erblicken. Er ging doch schon vor Sonnenaufgang den steilen Pfad hinab in das Tal, um Nahrung zu erjagen.

Die wilden Tiere sind so groß und so stark. Das Rahn so trügerisch und oft so reißend.

„Die Sorge nistet gleich im tiefen Herzen“.

Sollte sich ein Di + eb heranschleichen und sie und die Kleinen rauben?

*) Saivala = ist sichtbarer wallender Atem, Seele.

Sie legt sich einige Steine zum Wurf zurecht. Sie legt Holz aufs Feuer, vor dem die großen Katzen mit den scharfen langen Zähnen scheuen, die von da unten heraufklettern könnten.

Sie weiß sich zu wehren. Das Kleinste fängt an zu weinen, es hat Weh-Weh. Sie beschwichtigt es mit dem warmen Hauche des Mundes und den weichen Lippen — nicht ahnend, daß die natürlichste Handlung der Mutterliebe wirkt das „W + or-t“ zu schaffen.

Endlich ist die Zeit der Sorge vorüber. Er, ihr Er klimmt empor. Seine Schultern schleppen die Bürde den Berg empor. Sie hört, wie er keucht und nun ist er geborgen. Sein Blick erkennt, daß kein Unfall geschehen ist. Sein Pack ist abgeworfen, das pec-us ist pagge (mndd. für Pferd).

Das Mahl beginnt — er hat Heißhunger und was „eßbar“ geworden ist, wandert zu Magen, wenn auch ein bischen Asche daran haftet. Auch der Durst ist gestillt. Nun streckt er sich nieder und während der Senkung auf den Rücken entringt sich ihm der mächtigste Sättigungslaut Or-Or-Or — dann verfällt er in Schlaf. — — —

„Über allen Wipfeln ist Ruh.“

Unsere Arbeit beginnt. Sie hat die physischen und durch die Sprachdenkmale psychischen Associationen nachzuweisen, die sich in dieser Situation bei dem Manne und auch der Frau vollziehen mußten.

Es sind die natürlichsten primitivsten Gehirn- und Körperfunktionen, die sich hier vollziehen, die allernüchternsten Dinge — aber darum gerade die allermächtigsten.

Das ganze Wohlbehagen der Sättigung und der Kräftigung macht sich hier geltend, wie es der Kranke, der mehr als fünfzig Pfund verloren hat und hilflos wie ein Kind ward, noch heute empfindet, wenn er fühlt, daß ihm eine modifizierte Mastkur gut bekommt — ich spreche hier aus Erfahrung.

Die „Sie“, die das Feuer unterhält und das Mahl bereiten mußte, weil der Mann zu müde war, hat die Freude, daß ihr das zur Zufriedenheit ihres „Er“ gelungen ist. Sie freut sich, daß sie seine Kraft erhält, die ihr Lebensschutz und Freude ist.

Ich könnte die Schilderung weiter ausführen, aber dies mag genügen.

Wir haben hier zunächst den Er, den großen êr, den V + ir, den F + ir, der das „Or“ hervorbringt, den tiefsten Sättigungslaut des Ruktus, der sich sonst mit a, ä, e, i, ü, u, ö, verbindet. Dies tiefe OR ist gebunden an den Mund-Aw oder Ow des Felsens, die Wohnhöhle, denn nur hier ist Schutz und Sicherheit vor dem vielgestaltigen Feind — nur hier die Freude an Weib und Kind.

Daraus erhalten wir die Örtlichkeitsassociative O R.

Wie in dem „gähnenden“ Ow oder Aw (vgl. engl. to yaw) so bildet auch hier das schallende rollende OR ein Bild des Mundes, das der Höhle

ähnlich — für den unentwickelten Intellekt aber gleich ist: Folglich ist Or die Bezeichnung des Or-tes, mit dem Hauch verbunden ist Or ein W + or-t.

Die Höhlen aber sind fast immer nur in Felsen, in B + er-g-en vorhanden, darum wird auch der Berg im Griechischen zu Or-os — nur wo es so unwirtlich und kalt ist, daß man da kein Or machen kann, der ist N = nicht + ord. Der Nahrungssinnlaut M + ord ergibt das getötete Wild.

Verfolgen wir nun das Gegenwort ôr, so haben wir das Gegenteil von der bewohnbaren trocknen Felshöhle, also etwas feuchtes, schmutziges, wässriges, blutiges z. B. gr. ichôr, wir haben weichen Stein oder weiche Erde in lat. aur — um (Gold) und in dem ligurischen oder keltischen das französische ôr. Das ist keine Rückbildung „aus“ dem lateinischen, sondern ein echtes altes Elementarwort das im Volke überlebte. Nach Kollmann müßte man das eine Persistenz nennen. Da nun bei echten Ruktuslauten r und l gleichwertig sind und einen Zufall (d. h. für uns nicht nachweisbare Kausalitäten) entscheidet, so erkennen wir hier den Grund unserer Ortsnamenendigungen auf âl und ôl, die immer Sumpf und Wasser bedeuten (Förstemann). Wer dies Tema zu seiner Belehrung weiter verfolgen will, sehe sich vor, daß er den greifbaren Boden nicht verliert und nicht von den Produkten der unkontrollierbaren Sprechmanier, die auch bei dem letzten Schauspieler nicht konstant ist, ins Reich der Phantasie entführt wird. Ohne die Realien der Altertumskunde ist heutzutage Sprachwissenschaft unmöglich. — Eine genügende Kenntnis von europäischen Sach- und Sprach-f+or+men führt in schier endlose Perspektiven: Association reicht sich an Association bis die Adperception auf feste N+or+men kommt.

Und das alles ist das Produkt des Sinnlautbildners Ruktus?

Ja, meine verehrten Damen der Brandenburgia, der allerschwächste und geringfügige Ruktuslaut hat es noch viel weiter gebracht zum höchsten Begriff menschlicher Adperceptive, in dem selbst „Gott“ enthalten ist.

Ihre Liebe hängt an ihrem Kleinsten, das noch zu klein ist um einer heiligen Sitte, die nur aus dem Leben am Rande der Eiszeit erklärlich ist, der Taufe unterworfen zu werden. Es hat seine Nahrung eingesogen und Sie wollen ohne Nötigung, wie sie oben besprochen ist, wissen, ob es satt ist. Was tun sie dann? Kleinchen giebt einen zarten Ruktuslaut von sich — und das ist unweigerlich âl. An diesem Kind erkannte Ihre Ahnfrau ebenso wie Sie heute: das Kind ist satt. Ist es ordentlich satt, so ist es gesund: heil, gr. holos, d. h. wól oder sogar sehr wól, weil es zur genüge „voll“ ist.

Dies kleine „All“ hat uns einen Satz bewahrt, der das älteste Überlebsel aus der Or-zeit ist, daß ich kenne. Zwei Buchstaben drei-

mal wiederholt ergeben den Begriff: „die ganze Mahlzeit oder der ganze Vorrat ist schon aufgegessen oder ausgetrunken“ oder „die ganze Herrlichkeit ist schon zu Ende.

Alt, all, all, sagten wir in unserer Kinderzeit — meines Vaters Schwester (geb. 1800) sprach all äll aöll — man konnte also im XVIII. Jahrhundert in Holstein und Mecklenburg noch den bewußten Gebrauch des Gegenwortes.

Gehen sie nur weiter in der associativen Richtung des Gesunden, so kommen sie auf H al=hoch + Gesund=Steinsalz und S+al=Feuer + gesund weil es mit S=Feuer aus der „aale“ oder „oole“ heraus gesotten war.

Steigern die associative Richtung der Menge, so erhalten Sie unseren höchsten Begriff: das All.

Danken wir dies Wort der Frauen, so sind wir Ihnen auch den „König“ schuldig, denn der kun—ing ist nur des Weibes Sohn — einer der verlegendensten Beweise für uraltes Mutterrecht und zugleich eine Widerlegung der übertriebenen Amazonenideen, die man früher damit verband.

Ja, des Weibes Sohn, der sich sattgegessen als Herr fühlte war der erste rëx oder riks; soweit sein Arm reichte, soweit war sein rik sein reich.

Bór-us-je Rëx — der mächtigste Weibers Sohn im Reiche des Licht schaffenden Geschlechts — überdenken Sie diese Entwicklung und Sie werden sehen, wie höchster Stolz und tiefste Bescheidenheit in eines zerfließt im Lichte verstander Sprache. Wir stehen am Ende dieser Untersuchung.

Die Hoch-Wohnhöhle „Bor“ erhält einen Abschluß und wird umbordet mit einem Walle, dessen Arbeit das schließende Tätigkeits-Ideophon verständlich macht. Bei der schweren Arbeit haben die schweren Keuchlaute k, gh, g, auch gk in Sprechmanier mit Fug und Recht behauptet.

Alle unsere Burgen und die ihnen nächgebildeten Städteanlagen sind Rundlinge, wie sich das aus den runden oder länglich runden Kuppen unserer Hügelformation von selber ergibt.

Auch die Bauart der runden Backsteintürme ist eine Entwicklungsform dieser Anlage und ein Charakteristikum der Mark Brandenburg — bis auf den stolzen Bergfried von Stargard i. M. und den Landfried von Friedland i. M.

Wie die seitwärts in den Hügel getriebene Ow-siedlung zugleich den Anfang des viereckigen Wohnhauses macht, so bildet sie den Übergang zur Tiefensiedlung zum Dorf.

„Tätigkeit-wohnhöhle-umgrenzt“ mit dem Nebenbegriff der Tiefe, der Niederung ergibt den des umzäunten Dorfes. Ohne den Abschluß — Sinnlaut F — der ja auch wie in Dortmund ein T oder in

Dordrecht ein D oder Dorking ein k sein kann — haben wir ein offenes Dór mit dem Gegenwert Dôr, die Tür.

Frei von Zaun und Wall lebt nur der Fischer, der mit seinem Carp-dak dem Kerb-spitz, welcher aus Knochen geformt in den Museen zu finden ist, den Fisch harpuniert.

Er mangelt des Schutzes wegen seines Gewerbes, des ältesten, das wir als solches im engeren Sinne nachweisen können, aber er ist ein freier stolzer Mann der auch wie die hinter dem Dorfzaun oder der Burgwehr zum Lichtgeschlecht gehörig ist. Das ist der Kí-ët-z-er und daraus folgt die Grundlage seiner rechtlichen Stellung noch heute — Richter, die kein „deutsch“ verstanden, sind freilich anderer Meinung gewesen.

Wenn ich Ihnen hier bis jetzt lauter sichere Einzelverständnisse vorgeführt habe, so möchte ich Ihnen doch auch zeigen, daß in andern Fällen immerhin auch zwei Auflösungen möglich sind, wenn wir nämlich mit dem Spaten einer Sache nicht genau auf den Grund kommen können.

So lange wie nicht direkt durch Ausgrabung bewiesen werden kann, daß eine Fähre über die Spree nicht der Uranfang von Berlin gewesen sei, so lange bleibt die Möglichkeit der Übersetzung „Tragefluß“ immer bestehen.

Mehr aber auch nicht.

Nach der Hügelformation und der Lage von Groten-Berlin und Lütten-Berlin (von denen eines nicht mehr besteht) zu urteilen, haben wir hier ein Bérin, eine kleine Hügelwohnung vor uns. Die ähnlichen Bezeichnungen wie Bellin und Ballin (el = Feuer, al = gesund, bal = Hügel vgl. Büll und Bäl wie in Bülow) bezeichnen fast immer Diminutiva, denn wir haben wenig hohe Hügel. Das Wort-Alter und stellenweise auch die Funde weisen auf ein so hohes Zeit-Alter hin, daß es mir denn doch sehr zweifelhaft erscheint, ob die Kultur an der Spree und Havel nicht viel älter ist als die am Euphrat und Tigris!

Wie überall haben wir kleine bescheidene Dinge vor uns, sie sind unentwickelt, also „einfältig“ im alten Sinne des Wortes. Einfalt und Rohheit sind aber sehr verschiedene Dinge, so verschieden wie die Weltanschauung, die sich Ihnen hier vorträgt von Lehre von der blonden Bestie und der Umwertung aller Werte ist.

Sie haben hier die Entwicklung des Menschen, der sich durch Feuer und Licht im Kampfe ums Dasein behauptet bis zum Deutschen Reich.

Sie haben die Entwicklung des vorwärts wandernden Menschen mit dem rohen Steingerät bis zur Macht des Königreichs Preußen.

Sie haben hier die Entwicklung von den kleinen Wohnstätten an Havel und Spree bis zur mächtigen Markgrafenschaft, zur millionenbeherbergenden Weltstadt und zu dem Vereine Brandenburgia, der alle

geistigen Fäden sammelt, vor der Urzeit bis in die Zukunft. Was aber ist das Bleibende, das Eine in diesem bunten Wechsel der Erscheinungen? Das Reale Wirkliche, das allem diesem zu schaffen zu Grunde liegt: das ist Gott, das ewige Leben.

Das Ewige das Eine,
Das Alles wird und ist,
In Deiner Seele alleine
Sich selber voll ermißt.

Da wird es Kind Dich nennen,
Wie Du es Vater heißt;
Dein Beten wird Erkennen
In Wahrheit und im Geist.

An der Diskussion nach diesem Vortrage beteiligten sich besonders Herr Professor Dr. Oppert und Herr Dr. Rawitz. Von dem letzteren ist folgendes Referat über seine Bemerkungen eingegangen.

Die Differenz zwischen den beiden Herren Vorrednern dürfte darauf zurückzuführen sein, daß der Herr Vortragende uns die wahrscheinliche Entstehung der Sprache im allgemeinen geschildert hat, während der Herr Interpellant auf die Struktur der bereits fertigen Sprachen eingegangen ist. Beides muß aber scharf auseinander gehalten werden. Ich glaube, der Herr Vortragende hat das Richtige getroffen, wenn er als Moment für die Sprachentstehung die äusseren Sinnesreize in Anspruch nimmt. Die Sprache bestand zunächst aus Lauten, die als Empfindungsäußerungen zu bezeichnen wären, weil sie immer nur auf eine bestimmte Empfindung, also auf einen Sinnesreiz erfolgten. Erst nach Objektivierung der Laute, nach ihrem Loslösen von dem entsprechenden Reiz, wurden die Laute aus Empfindungsäußerungen: Empfindungszeichen (Bleck, Schleicher).

Wenn vorhin davon gesprochen wurde, daß andere Nationen, andere Rassen darum anders sprechen, weil sie anders denken, wenn also das Primäre, Bedingende im Gedanken, das Sekundäre, Bedingte in der Sprache gefunden wird, so muß ich bekennen, daß ich gerade der entgegengesetzten Meinung bin. Meiner Auffassung nach ist erst das Empfindungszeichen (Wort, Empfindungsäußerung), dann erst das Denken, d. h. der Begriff vorhanden. Indessen würde es mich zu weit führen, dies näher auseinanderzusetzen.

Wenn vorhin ferner davon gesprochen wurde, daß die Sexualität der Sprachen — Unterscheidung der Dinge durch das Geschlecht — ein Zeichen höherer Entwicklung sei, so will ich daran erinnern, daß nach Bleck die Sprache der Hottentotten trotz ihrer geringen Entwick-

lung Sexualität besitzt. Daß wir leblosen Dingen ein Geschlecht beilegen — der Tisch, die Flasche, das Glas, — ist ein Zeichen der Phantasie. Wenn kulturell so hochstehende Völker, wie die Chinesen etc., in ihrer Sprache keine derartige Unterschiede machen, so weist dies auf einen hochgradigen Phantasiemangel hin. Für letzteres spricht auch der Mangel jeglicher Mythologie bei diesen Völkern.

Endlich will ich noch kurz auf eine einleitende Bemerkung des Herrn Vortragenden eingehen. Er sprach vom Urmenschen als einem Produkte der Tropen. Demgegenüber will ich darauf hinweisen, daß nach Moriz Wagner nur die Palaearktik die Heimat des Urmenschen gewesen sein kann, und daß der Ausspruch dieses Forschers: ohne Eiszeit kein Mensch, immer mehr Anhänger gewinnt.

Historischer Gymnast

Kleine Mitteilungen.

Der Bericht über die Quempas-Feier in Luckau (Brdbg. XIII. S. 28.) veranlaßt mich jenem Aufsatz einige ergänzende Bemerkungen hinzuzufügen.

Als Vorbereitung für die Feier in der Kirche erschallen vom Hausmannsturm (in der Mitte der Stadt auf dem Markt gelegen) von früh 4—5 Uhr die verschiedensten Weihnachtsweisen von der Stadtkapelle geblasen. Während dieser Zeit werden alle Laternen auf den Strassen angezündet (aus Sparsamkeit löscht man sie allnächtlich bis auf die sog. Nachtlaternen aus), und bald eilen aus den Häusern der Stadt und von den Dörfern der Umgebung Männer, Frauen und Kinder, Jung u. Alt, Vornehm u. Gering dem im hellsten Kerzenglanz erstrahlenden Gotteshause zu, dessen Geläut seit 4 Uhr, nur durch kurze Pausen unterbrochen, die Gläubigen zu sich ruft.

Die Feier in der Kirche hat drei Teile: Die Meßmusik, die Predigt und den Gesang des Quempastores. Über die erstere hat mir Herr Lehrer und Organist W. Krüger-Luckau, ein genauer Kenner niederlausitzer Kirchengebräuche und eifriger Forscher über die Quempasfeier, liebenswürdigst folgende Mitteilung gemacht:

Die handschriftliche Partitur zur Christmettenmusik oder zur Meßmusik trägt den Titel:

In Festo Nat. Christi
 Das Wort ward Fleisch u. s. w.
 a
 Due Soprani, Alto, Tenore e Basso
 con
 Due Clarini e Timpani
 Due Violini e Fondamento.

Der Name des Komponisten fehlt. Die Komposition wird einem Luckauer Kantor, namens Krieg, zugeschrieben, ob mit Recht oder Unrecht, läßt sich leider nicht feststellen. Die vorliegende Handschrift, so ehrwürdig sie aussieht, und so vergilbt das Papier bereits ist, läßt sich mit Sicherheit nicht als Original-Manuskript bezeichnen. Der ganzen Anlage nach fällt die Komposition in den Anfang des 18. Jahrhunderts.

Sie wird eingeleitet durch eine „Sinfonia“, ein Vorspiel, wie wir es in Vokalwerken jener Zeit (Oratorien, Kantaten) häufiger finden. Eine große Rolle spielen dabei die oben angegebenen 2 Klarini (2 hohe Trompeten), wie sie auch Bach wiederholt in seinen Kantaten verwendet.

Nach der Instrumental-Einleitung folgt ein Terzetto für Alto, Tenor und Baß, über Joh. 1,14:, auf die Mitwirkung des Organisten oder Klavierembalisten berechnet, während die Klarini und die Violini schweigen. Bei der Stelle: „Und wohnete unter uns“, wird die Figuration der Stimme eine sehr reiche und lebhaft.

Eine fanfarenartige musikalische Phrase, von 2 Trompeten unter kräftiger Mitwirkung der 2 Pauken vorgetragen, leitet den 2. Teil mit der Überschrift „Coro“ ein. Zwei Soprane treten hinzu, und nun entwickelt sich ein Wechselgesang zwischen Engeln (Soprane) und Menschen (die übrigen Stimmen). Erstere singen jubelnd: „Gott wird Mensch!“, letztere: „Redet, ihr Engel! wir Menschen verstummen“, und daran anschließend: „Das hohe Geheimnis spricht keiner nicht aus“. Nachdem dieser Satz durch die Wiederholung der oben erwähnten Fanfare geschlossen ist, intoniert der Tenor einen rezitativartigen Gesang in A-moll, nur begleitet vom Instrumental-Baß (diesem müßte sich zur Füllung der Harmonie die Orgel zugesellen, was wahrscheinlich auch den Intentionen des Komponisten entsprechen würde, in der Praxis aber leider nicht ausgeführt wird.) Der Text lautet:

»Gott, das allerhöchste Gut,
Liebt das arme Fleisch und Blut,
Liebt doch Gott, wer lieben kann,
Gott der wahre Gott ist kommen,
Was wir haben, nimmt er an,
Nur die Sünde ausgenommen,
Reißt uns aus der Sünde Bann.«

Der Chor wiederholt und schließt mit der vorher erwähnten Fanfare. Der dritte Teil, wiederum ein Terzett über die Worte: „Und wir sahen seine Herrlichkeit, eine Herrlichkeit als des eingeborenen Sohnes, vom Vater voller Gnade und Wahrheit“, sowie die Aria für Tenor mit Begleitung der 2 Violini und des Fondamento werden gegenwärtig nicht mehr aufgeführt. Der Schlußsatz der Komposition mit der Überschrift „Choräle“ für vierstimmigen Chor mit oben angegebener Instrumental-Begleitung wird jedoch stets gesungen. Es ist die Chormelodie: „Vom Himmel hoch“, in rhythmischer Bearbeitung. Nach jeder Choralzeile führen die Instrumente Zwischenspiele in Achtelbewegung aus. Der Text lautet:

»So sei willkommen, edler Gast!
Den Sünder nicht verschmähet hast.
Du kommst ins Elend her zu mir,
Wie soll ich immer danken Dir.«

Es ist dies der in XIII 28 erwähnte gemeinsame Gesang.

Nach der Predigt stellen sich die Knaben in vier Chören auf zum Gesang des Quempastores. Die Ausführung des Gesanges geschieht in der Weise, daß jeder Chor eine Zeile singt, den Schlußvers Chöre und Gemeinde zusammen z. B. 1. Chor: Den die Hirten lobten sehre, 2. Chor: und die Engel noch viel mehre; 3. Chor: fürcht euch fürbaß nimmermehre; 4. Chor: euch ist geboren ein König der Ehre. Chöre und Gemeinde: Gottes Sohn ist Mensch geboren etc.

Die Melodie und die Strophen werden schon Wochen lang vorher in der Schule geübt. In neuerer Zeit kauft man Text und Melodie gedruckt in den Buchhandlungen, die meisten Familien sind aber im Besitz seit vielen Jahrzehnten vererbter Bücher, in welche mit allerlei Verzierungen und Bilderwerk geschmückt die Texte eingeschrieben worden sind und welche auffällige Ähnlichkeit mit den Handschriften der Mönchbücher haben. Viele der Knaben haben aus Holz gefertigte Scheren, (Schlangen genannt) mit Wachlichtern besetzt, welche während des Chorgesanges angezündet und auf- und zugeklappt werden, dem Rhythmus der Musik folgend. Die an der Orgel angebrachten Spielwerke: Sonne, Mond und Sterne waren ebenso wie die am Chor befindlichen hölzernen Figuren des David, Assoph und Salomo bis vor etwa 25 Jahren beweglich und wurden mittelst eines Hebelwerks neben der Klaviatur durch den Organisten in Bewegung gesetzt.

Während heute wenigstens während der Predigt jeder auf seinem Platze bleibt, und auch vor und nach derselben eine leidliche Ordnung herrscht, ging es noch vor 20 Jahren in dem Gotteshause wie auf einem Jahrmarkt zu, und dem Besucher, der unbekannt mit dem Gebrauch zum erstenmal diese Christnachtfeier in Luckau miterlebte, kam die ganze Handlung zunächst etwas unverständlich vor. Wer sich jedoch dieser Feier sinnend hingibt und wiederholt derselben beiwohnt, dem wird sie schließlich unentbehrlich für das Christfest. Für den echten Luckauer gibt es kein Weihnachtsfest ohne Christnachtfeier.

Scharnweber.

Zwei Teufelssagen aus der Priegnitz. A. Der Teufelsberg bei Wolfshagen. In Wolfshagen in der Westpriegnitz lebte vor Jahren ein Bauer Namens Schwarz, ein freundlicher, gefälliger Mann. Als er eines Abends mit seiner Frau in der Stube saß, hörte er, wie jemand ans Fenster klopfte. Schwarz rief: „Wer ist da?“ erhielt aber keine Antwort; er ging hinaus und sah einen Fremden vor sich stehen, der ihn alsbald bat, ihn doch bis zum nächsten Dorf zu fahren, da er sehr müde sei. Schwarz war sofort bereit und spannte sogleich an. Die Fahrt ging dem Fremden jedoch zu langsam; auf seinen Wunsch war Schwarz jedoch erbötig, schneller zu fahren und griff zur Peitsche, um die Pferde anzutreiben. Der fremde Herr meinte indessen, das sei nicht nötig, sie würden schon von selbst schneller laufen. Als der Bauer nun trotzdem mit der Peitsche ausholte, schlang sich die Schnur um den Zweig eines am Wege stehenden Baumes und blieb hängen.

Beim nächsten Dorf angekommen, verabschiedete sich der fremde Herr dankend von seinem Fuhrmann und überreichte ihm zur Belohnung eine Tabel, sagte aber dabei, er solle den Deckel erst öffnen, wenn er daheim sei.

Auf der Rückfahrt sah sich nun der Bauer nach seiner Peitsche um. Wie erstaunte er aber, als er sie im höchsten Gipfel einer mächtigen Eiche erblickte, die kaum jemand ersteigen konnte. Da konnte sie nach seiner Meinung nicht mit rechten Dingen hinaufgekommen sein. Ein Argwohn gegen seinen Fahrgast stieg in ihm auf und voller Neugier öffnete er nun die Tabel. Zu seinem nicht geringen Erstaunen enthielt sie — Pferdedung. Ärgerlich schüttete Schwarz den unsauberen Inhalt auf die Erde und fuhr dann heim. Als er aber jetzt seinen Kober reinigen wollte, rollten mehrere Goldstücke heraus. Schnell kehrte der Bauer nun zu der Stelle zurück, wo er den Dung ausgeschüttet hatte; doch fand er weder Dung noch Gold. Aber er wußte nun, wen er gefahren hatte: es war der Teufel gewesen. Mit ihm war er, ohne es zu merken, durch die Luft gefahren; daher war auch die Peitsche oben im höchsten Gipfel der Eiche hängen geblieben. Noch heute nennt man deswegen den Berg, auf welchem die Eiche am Wolfshagener Wege steht, den „Teufelsberg“.

B. Der Teufelsberg bei Helle. Der Weg von Lockstedt nach Helle bei Gr. Pankow in der Ostpriegnitz führt an einer kleinen Anhöhe vorüber, in deren Nähe es zu Zeiten nicht recht geheuer ist. Oft haben dort Leute, welche in später Nachtstunde die Stelle passieren wollten, den Weg verfehlt und sind dann die halbe Nacht kreuz und quer gegangen; immer sahen sie die Spitze des Hügels vor sich, und doch kamen sie nie hinauf; denn der Teufel führte sie irre. Aber er konnte ihnen nicht ans Leben kommen; soweit reichte seine Macht nicht. Stößt man nach langen Irrfahrten endlich einen kräftigen Fluch aus, so löste sich der Zauberbann, und man erkannte, wo man sich befand: man stand dann gewöhnlich auf einer Wiese an einer gefährlichen Stelle hart am abschüssigen Ufer der Stepenitz. Doch in demselben Augenblick erscholl der warnende Ruf: „Hierher, hierher!“ der dem Verirrten den rechten Weg wies. Sah der Wanderer zur Seite, so bemerkte er, daß eine Gestalt neben ihm einherging, ein Mann in Kniehosen, weißen Strümpfen und Schnallenschuhen. Er hielt Schritt, antwortete aber auf keine Frage und verschwand ebenso plötzlich, wie er gekommen war. Zuletzt wurde er um Weihnachten 1870 gesehen.

Selbst die Pferde, welche bei Lockstedt weideten, wurden zuweilen ohne erkennbare Ursache auffallend unruhig; sie liefen davon und konnten erst nach 3 Tagen wieder eingefangen werden. Den Knechten, welche sie heimführten, erschien dann ebenfalls der seltsame Mann; er begleitete sie eine Strecke und verschwand darauf plötzlich. Zuerst soll sich der Mann um das Jahr 1800 gezeigt haben. Man meint, es sei der Teufel gewesen.

(Nach Aufzeichnungen der Schülerin der 70. Gemeindeschule Hedwig Schulz.)

O. Monke.

Nachtrag zur Kirche von Riedebeck, Kreis Luckau. In meinem ersten Bericht findet sich die Bemerkung: Daß die große Glocke (Schweinglocke) am Burgwall gefunden worden sei. Vom Burgwall geht folgende Sage:

Als die Riedebecker Kirche vollendet, stand der Teufel auf dem sog. grünen Berg (hinter Gehren) und wollte den Bau vernichten. In einer Schürze hatte er große Klumpen Erde und große Steine. Die Schürze hatte aber ein Loch und ein Stein fiel heraus und dem Teufel auf den Fuß. Er liegt noch heute an der Stelle und heißt in der ganzen Umgegend der Teufelsstein. Der Teufel schrie laut auf und der in der Kirche befindliche Geistliche lief auf den Turm der Kirche in Riedebeck (er muß also das Geschrei gehört haben), um zu sehen, was denn los sei. In dem Augenblick, als er oben heraus sah, warf der Teufel den ganzen Inhalt der Schürze nach dem Turm. Rasch streckte der Priester ein Kreuz den heransausenden Steinen und Erdmassen entgegen und diese fielen nun machtlos in den Sumpf, wo sie heute noch liegen (der sog. Borchelt).

Thusnelda und Thumelikus. Von Professor Dr. Jos. Wormstall. Münster i W. Druck und Verlag der Aschendorffschen Buchhandlung. 1902. (16 S.). E. Mangold-Münden schreibt darüber in der illustrierten Halbmonatsschrift „Niedersachsen“ vom 15. April 1903 S. 226 das Nachfolgende, welches bei dem großen Interesse jedes Deutschen an der Familie des Arminius oder Armenius*) erlaubt sein möge, unserem Leserkreise ebenfalls mitzuteilen.

Seinen von mir vor einiger Zeit angezeigten „Ethnographischen Forschungen“ hat der münsterische Gelehrte nun diese kleine Broschüre, eine Untersuchung über die Namen des Sohnes und der Gattin des Helden der Varusschlacht folgen lassen. — In Thusnelda bereitet die Silbe Thusn große Schwierigkeit, zu deren Klärung man gewöhnlich den Ausfall eines r vor dem s annimmt und für Thusnelda Thursinhelda (Thurs = Riese) liest. Thumelikus erklärt man meistens als eine Latinisierung des altnordischen Wortes Thumlungr = Däumling. Eine andere Deutung hat jedoch Götting gegeben, der Thumelikus mit dem griechischen *θυμελικός* in Verbindung brachte, einem Worte, mit dem nach ihm die Römer auch die leibeigenen Gladiatoren zu belegen pflegten. In dieser Erklärung findet jedoch Wormstall eine zeitliche Unwahrscheinlichkeit, die er eingehend zu begründen sucht; auch mit den anderen beiden ist er nicht einverstanden. Vielmehr gibt er eine Deutung, die auf der Annahme fußt, „daß ein späterer Abschreiber statt des in der Urschrift bzw. einer älteren Abschrift gestandener *Θουμελδα* oder *ΘΟΥΜΕΛΔΑ*, wo der erste Aufstrich zu dem m bzw. μ

*) Brandenburgia VII. 229 u. XI. 158.

etwas bogig gekrümmt erschien“ Θσσιλλδσ, d. h., statt des μ bzw. „ ein Sigma mit folgendem ν gelesen hat. Indem der Verfasser also statt Thusnelda Thumelda (Domhild) annimmt und Thumelikus mit Thumelidikus, der Latinisierung von Thumeling (Domhilds Sohn) gleichsetzt, stellt er eine enge lautliche und sachliche Beziehung in den Namen von Mutter und Sohn her.

Ich würde, beiläufig, für „sachliche“ lieber „persönliche“ Beziehung setzen. Diese Deutung hat etwas sehr Bestechendes, es bleibt aber abzuwarten, wie die Antikritik, sei es sprachlich, sei es auf Grund genauester Prüfung der ältesten Handschriften, worin zuerst die Namen Thusnelda und Thumelikus vorkommen, urteilen wird. E. Fr.

Die sogenannte Padden-Pupperei in Oderberg i. Mark. Den seltsamen Namen erhielt dieser schilfreiche Ort zu einer Zeit, als er noch Teil des Oderstromes war und Fischereizwecken diente. Er ist entstanden aus „Bardin-Poverei“, die Stelle, wo der Fischerort Bardin, das ist Alt-Oderberg's sehr alter Name, Fischfang mittels „Povarden“, das sind Poarte oder doppelte Stellnetze, betrieb.

Unterhalb des ehemaligen Askanierschlosses Oderberg, das sich unbestreitbar auf der Marktseite in den ohnehin geengten Oderfluß hineinschob, hatte sich, abgeschnitten von der Strömung, im Laufe der Jahrhunderte eine Untiefe gebildet, die allmählich mit Schilf und Rohr bewachsen, einen bevölkerten Schlupfwinkel der Fische abgab und nur vermöge des sogenannten Poartnetzes befischt werden konnte. Der uralte Name des Oderberger Kietzes, der dicht dabei lag, war Bardin und ist wie bei vielen andern Gelegenheiten hier entstellt und umgewandelt worden durch langen Sprachgebrauch in „Padden“; aus der Befischungsweise der Poverei ist darin das noch fehlende entstanden.

Als am Georgstage des Jahres 1308 die Markgrafen Otto und Waldemar von Brandenburg dem Kloster Chorin zwei Oderberg benachbarte Wendendörfer, damit sind aber nur Fischerdörfer gemeint, mit Namen Ober- und Nieder-Liepe inkorporierten, da mußte deren seit dem frühesten Altertum mit den Oderberger Kietzfischern gemeinsame Fischereigerechtheit separiert werden, weil die Oderberger Kietzer bei dem Schlosse Oderberg, also landesherrliche Untertanen verblieben, während die Lieper insgesamt nunmehr mediat, d. h. Klosteruntertanen wurden. Bei diesem Transakt (Diplom. Chorin. 1448.) geschah auch einiger Fischereigeräte Erwähnung, so der „Elefnette“, der „Vlote“, der „Rüsen“ und der „Povarde“. Diese Povarde heißen heutigen Tages etwas entstellt „Poartnette“ oder Poartnetze und sind das doppelte Stellnetz verschiedener Maschenweite, die nur im Röhricht und Schilf gebraucht, vermöge von Borkenschwimmern und Bleiklumpen wie Wände in mehrfacher Aufeinanderfolge mit immer enger werdenden Maschen im Wasser winkelig

aufgestellt und an den Enden festgeankert werden. So vorbereitet, scheucht nun der Fischer von den entgegengesetzten Seiten mit einer Ruderstange die Fische aus dem Schilf und Röhricht gegen die Netze. Wo dieselben auflaufen, bleiben sie je nach der Größe in den Maschen hängen und bilden alsdann mit dem Netz förmliche Klumpen oder Beutel, die alsdann gehoben und entleert werden.

Jetzt ist die uralte Poartstelle am Kietz längst versandet, teilweise trocken geworden, der gute, altdeutsche Name ist ihm im Volksmunde, wenn auch entstellt, verblieben. Heute giebt er Anlaß zu unziemlichen Scherzen, er ist aber ein guter Beweis gegen die landläufige Anschauung, daß nach urkundlicher Bezeichnung hier nur Wenden und Slawen ansässig gewesen seien, was besonders auf die märkischen Fischer bezogen wird. Jedenfalls haben dieselben ein gutes Plattdeutsch gesprochen und im Altertum für ihre altgewohnten Geräte, vom Hüfatt bis auf das Esefatt herab, nur germanische Benennungen benutzt.

Karl Wilke 8. Dez. 1903.